



Monika

Zeitschrift
für katholische Mütter
und Hausfrauen

Organ der Katholischen Eltern-
vereinigungen Bayerns



Nr. 11 / 63. Jahrgang

Halbmonats-Ausgabe + Postauslieferungsort Augsburg

3. Juni 1931

Einkehr und Aufblick.

Deine heilige Kommunion.

„Lobt, Christen, hoch den Jubel schallen
Und schwingt die Herzen himmelan!
Gott ist mit uns, und uns vor allen
Hat seine Huld sich kundgetan.
Lobt uns vereint in frommen Weisen
Anbetend das Geheimnis preisen,
Aus dessen wunderbarem Schoß
Das Heil der Menschen sich ergoß!
Halleluja! Halleluja!

So klingt es immer und immer wieder in dieser heiligen Fronleichnamszeit, in der die innige Freude der Kirche über das Wohnen des Heilandes in unserer Mitte durchbricht mit aller Gewalt. In feierlicher Prozession führt die Kirche den eucharistischen König durch die Städte und Dörfer und Fluren. Und die Blümlein der herrlichen Pfingstnatur und das Grün der Wälder, die Jugend im prangenden Kleide, wie die Männer und Frauen im Feststaat, die Priester im Feierornate, wehende Fahnen, Glockenklang, Weihrauchwolken, alles, alles muß da zusammenhelfen zu einem ergewaltigen „Tantum ergo“ auf den Heiland der Welt in der kleinen Hostie. Und unser betrachtender Blick weitert sich. Wir sehen, schließlich ist unser ganzes Menschenleben auch so eine Fronleichnamsprozession. Und der erste Altar in dieser Prozession soll dein Herz sein, dein Herz, in das er durch die erste heilige Kommunion gekommen ist, und es soll nun die Monstranz sein, in der du den Heiland immer mit dir trägst.

Die heilige Kommunion steht in ganz inniger Beziehung zur Familie. Die vorchristliche Kommunion, das alttestamentliche Osterlamm, war eine Familienfeier. So sollte es heute auch sein. Und es gäbe wieder ein glücklicheres Familienleben. Kannst du als Mutter da nicht mitwirken und helfen?

1. Die heilige Kommunion schärft das Glaubens-
auge. Die Eltern sehen dann — wie ein Moderner schreibt —
in ihren Kindern Geschenke Gottes, Kronprinzen des himmlischen
Vaters, Geschwister des Jesuskinds. Die Kinder erblicken in
den Eltern dann die wahren und wirklichen Stellvertreter
Gottes. Und alle in der Familie sehen in den Kranken, die ja
so oft als Last empfunden werden, die Porträts des kreuz-
tragenden Heilandes.

2. Die heilige Kommunion leitet einen Gnaden-
strom durch unsere Familien. Wie oft geschieht es im
Leben, wenn Kinder zum ersten Male zur heiligen Kommunion
gehen, daß dann auch Vater oder Mutter den Weg wieder
zurückfinden zu ihrem Gott. Und dann schlingen Engelshände
neue Bande des Hausfriedens und der Harmonie und des

Glückes um die Familienmitglieder. Unmöglich sollte es sein,
daß Menschen, die morgens gemeinsam am Tische des Herrn
waren, und die in der Familie an einem Tische die irdische
Speise genießen, sich entzweien und streiten.

3. Die heilige Kommunion verleiht Goliathkraft.
Und die tut uns heute allen so not. Wieviel irdische Not
drückt uns heute, heute in der Zeit der Arbeitslosigkeit. Da ist
es kein Wunder, wenn auch der Beste und Frömmste bald den
Mut und das Gottvertrauen verliert. Die heilige Kommunion
gibt übermenschliche Kraft und die Einsicht, daß auch über solchen
Geschehnissen und Zeiten noch Gottes Vorsehung wacht. Die
heilige Kommunion gibt Kraft dem Manne, der Frau, den Kin-
dern. Besonders dir als Mutter, denn du mußt als Mutter
noch zum eigenen Kreuz das Kreuz der anderen tragen. Meide
nicht die Quelle der Kraft, sondern suche sie!

4. Die heilige Kommunion ist das beste Erziehungs-
mittel. Schon vor der Geburt setzt die Erziehung ein. Eine
Mutter, die ein Kind unter dem Herzen trägt und in dieser
gesegneten Zeit öfters zur heiligen Kommunion geht, kann ihm
kein besseres Kapital und keine größeren Schätze mitgeben. Die
heilige Kommunion verkärt und stützt auch die Autorität
der Eltern. Gerade heute wird so viel geklagt über die Ver-
rohung und Verwilderung der Jugend. Sind nicht oft die Eltern
selber schuld? Kinderaugen sehen scharf. Gib dich da keiner
Täuschung hin!

Die heilige Kommunion löst auch die Zweifel bei der
Standeswahl. Im Lichte der heiligen Eucharistie schwinden
alle Berufszweifel und wird eine gute Standeswahl getroffen.
Und muß dein Kind in die Fremde, wo die Unschuld so billig
ist, dann schicke ihm als Schutz deine heilige Kommunion
nach. Es gibt kein stärkeres Motiv für den jungen Mann als
dieses: „Den Leib, den der Heiland in der heiligen Kommunion
geweiht hat, darf ich nicht entweihen.“ Und es gibt kein schöneres
Kommuniongebet für eine Mutter als dieses: „Herr, laß die
Kinder, die ich mit meinem Herzblut erzogen habe, die du mit
deinem Fleisch und Blut ernährt hast, laß diese Kinder nicht
geschändet werden!“

Siehe mal, wie vielgestaltig und praktisch du als Mutter
und Frau deine heilige Kommunion ausbauen und auswerten
kannst. Ich habe absichtlich in der Uberschrift geschrieben: „Deine
heilige Kommunion.“

Zuletzt noch einen Gedanken. Ich nehme an, daß
du des öfteren zur heiligen Kommunion gehst. Ach, dann Sorge
doch dafür, daß deine heilige Kommunion in den Mittelpunkt
deines Lebens, in das Zentrum eines jeden Monates, einer

jeden Woche oder eines jeden Tages kommt. Was wäre und würde das ein wunderbares, herrliches und heiliges Leben werden! Du brauchst ja nicht jedesmal zu beichten. Die Beichte hat der Heiland uns gegeben zur Nachlassung der schweren Sünde. Für die läßliche Sünde gab er uns als Medizin die heilige Kommunion. Gehe reumütig und demütig zur heiligen Kommunion, dann wird dir deine läßliche Sünde nachgelassen. Nur schreite zur Kommunionbank in der richtigen Gesinnung: Gottes wegen und deiner Seele zum Nutzen. Du gehst morgens zur heiligen Kommunion. Bete kurz vorher aus deinem Herzen heraus. Forme dir die Worte selber, nimm nicht immer ein Buch zur Hand. Und wenn du nur immer dasselbe betest, nur mit neuer Liebe und neuem Vertrauen: „Jesus, Jesus, komm zu mir, oh, wie sehn' ich mich nach dir!“ Dann hast du dich gut vorbereitet. Und hast du den Heiland im Herzen, dann heiße ihn willkommen und freue dich. Und mit den einfältigsten und schlichtesten Worten deiner Seele trage ihm alle deine Bitten vor. Den Inhalt mancher Bitten gab ich dir in diesem Artikel schon an. Opfere dann all deine Arbeit bis zum Mittag auf als entferntere Dankagung. Und all deine Opfer und all dein Arbeiten und Beten am Nachmittag schenkt du dem Heiland als entferntere Vorbereitung für die morgige heilige Kommunion. So kommt die heilige Kommunion ins Zentrum. Nur vor einem Fehler mußt du dich hüten. Wenn du öfters kommunizierst — und das hoffe und wünsche ich — dann laß deine heilige Kommunion dir niemals etwas Alltägliches werden. Und da sage ich dir dieses Mittelchen. Wenn deine heilige Kommunion immer lebendig und neu und frisch bleiben soll, dann bring zu jeder heiligen Kommunion ein kleines Opfer mit. Kein materielles, ein seelisches Opfer. Sag' dem Heiland: „Heute will ich den Xerger mal hinunterschlucken; heute will ich nicht aufgeregter und nervös werden; heute will ich gegen diesen oder jenen Menschen recht freundlich und gefällig bleiben; heute will ich allen ungerechten Vorwürfen liebevolles Schweigen entgegensetzen.“ Du sollst mal sehen, welche ganz andere Farbe und ein ganz neues Gesicht deine öftere heilige Kommunion erhält! Probiere es mal! Du wirst Freude haben!

„So süß klingt niemals ein Gesang,
So sanft nie eines Wortes Klang,
Und Schöneres keiner sich erdenkt,
Als wenn du, Jesu, dich geschenkt.“

Don drei Glaubensbotinnen unserer Tage.

Nicht von den frommen Frauen im Ordensgewand will ich heute erzählen, die, opferbereit, Heimat und Familie verlassen, um in fremden Erdteilen unter den Heidenvölkern zu wirken, die voll Mut und heiliger Gottesliebe die Arbeiten der Priester unterstützen und die Lehren des wahren Glaubens zu verbreiten sich mühen unter den Wilden. Nein, nicht von diesen will ich heute berichten.

Die frommen, mutigen Missionärinnen, die ich meine, tragen kein Ordensgewand, sie brauchten nicht Europa zu verlassen und den Ozean zu überqueren: sie wirken in ihrer Heimat und doch — mitten unter den Heiden!

Ja, mitten in Europa, das so viele große Heilige hervorgebracht, das seine ganze Kultur und Gesittung dem Einflusse des Christentums verdankt, macht sich ein neues Heidentum breit, finster und trostlos.

Was wird nicht alles getan, um dem Menschen den Glauben aus dem Herzen zu reißen in unsern „zivilisierten“ Ländern. Fieberhaft arbeitet der Böse. In gelehrten Büchern und Flugschriften, hauptsächlich auch in den Tageszeitungen, in Theater und Kino wird die Religion verhöhnt und verspottet. Verblendet werfen Tausende und aber Tausende den Glauben über Bord. Schon leben und wachsen ungezählte Ungetaufte heran, die keine Ahnung mehr haben von Gott, von Himmel, Hölle und Vergeltung. Am traurigsten sieht es in dieser Beziehung wohl in Frankreich aus, wo ja seit Jahren und Jahrzehnten eine kirchen- und religionsfeindliche Regierung an der Entchristlichung des Volkes planmäßig gearbeitet hat. Sie hat Klöster und Seminare geschlossen, Priester und Ordensfrauen verfolgt. In Schulen „ohne Gott“, wo das Heiligste verhöhnt wird, wurde die Jugend herangebildet. Ist es da ein Wunder, daß die Finsternis hereinbrach, daß die Glaubenslosigkeit sich erschreckend ausbreitete im Lande?

Selbsterständig hat der Böse dort das leichteste Spiel, wo keine seßhafte Bevölkerung ist, wie zum Beispiel in den Vororten der großen Städte, wo die ungezählten Scharen der Arbeiter wohnen, wo die Lumpensammler, Straßenhändler und Bettler, all „die Enterbten des Lebens“ eine Zufluchtsstätte suchen. Dort ist ein ewiger

Wechsel, ein ewiges Hin- und Herfluten der Bevölkerung. Die armen Entwurzelten fallen am leichtesten der Verführung zum Opfer.

Erschütternd sind die Schilderungen des französischen Priesters Pierre Lhande in seinem Buche „Christus in der Banneille“, über die Verhältnisse in den von Jahr zu Jahr sich erweiternden Vororten von Paris, die in sozialer, kultureller und religiöser Beziehung eine Art Wildwest sind. Hier herrscht das trassete Heidentum. Die Seelsorge in diesem Wildwest verlangt riesengroße Opfer, ist unsagbar schwer, schwerer als die Missionierung der armen Heiden in den Urwäldern. Das ist leicht begreiflich. Der unverbildete Verstand der Naturvölker faßt leichter die ewigen Wahrheiten. Wunderbare Priestergestalten führt uns P. Lhande vor Augen, wahre Apostelseele, denen nichts zu schwer fällt, die auf jede Annehmlichkeit des Lebens verzichten und gern Gesundheit und Leben dahingeben, um ihre Schäfslein zur Hürde zurückzuführen. Sie haben auch schon viel erreicht in den letzten Jahren. Christus, der Herr, zieht wieder ein in die Pariser Vororte. Langsam beginnt dort das religiöse Leben sich zu regen. Aber — trotz ihrer unermüdlichen Arbeit — niemals hätten sie das erreicht, was sie erreicht haben, wenn ihnen nicht opfermutige, tatkräftige Laienapostel zur Seite ständen, Missionäre und Missionärinnen in weltlicher Kleidung, die dem Priester die Wege bereiten. Vom segensreichen Wirken dreier einfacher Frauen aus dem Volke unter den Neuheiden der Pariser Vororte erzählt P. Lhande ausführlich. Mit diesen Frauen möchte ich die Leserinnen der lieben „Monika“ bekannt machen. Wie vieles können wir von ihnen lernen!

Zuerst jedoch soll zum besseren Verständnis in kurzen Zügen ein Bild der Pariser „Banneille“ gezeichnet werden.

„Das heutige Paris“, sagt Dr. Mezgerod in einem Artikel in der „Schöneren Zukunft“, ist wie ein weithin strahlender Leuchtturm, der durch sein weißglühendes Licht alles, was noch nicht in seinem Bannkreis lebt, an sich zieht. Täglich schickt es Tausende und aber Tausende von geflügelten Boten in Gestalt von Zeitungen, Zeitschriften, Illustrierten, Reklamen aller Art bis in die entlegenste Hütte des Landes, um denen, die aufsteigen wollen, mühelosen Aufstiege, denen, die die Deffentlichkeit scheuen, sicheres Untergehen in der Masse zu versprechen. Daneben hat sich der lange, schwarze Zug all der kleinen Bauern, Handwerker, Straßenhändler und kleinen Geschäftsleute in Bewegung gesetzt, um den Daseinskampf, dem sie auf dem flachen Lande zu erliegen drohten, in der Großstadt erfolgreich zu Ende zu führen. Doch in die Großstadt zu kommen, ist meistens leicht, aber dort eine Unterkunft zu finden, ist oft ganz unmöglich. Die herzlose Sirene stößt die Unglücklichen, die sie durch ihre Versprechungen angelockt, nachdem sie ihnen tagsüber ihre Kräfte ausgezogen hat, des Abends kalt von sich zurück. Es bleibt den Obdachlosen nichts übrig, als sich in der Umgebung einen Unterschlupf zu suchen. Die Umgebung, in die sich abends nach Geschäftschluß die Welt der kleinen Ladenmieter, Straßenhändler und Arbeiter von Paris ergießt, ist die Banneille, die sich in einem bis zu zehn Kilometer breiten Gürtel um ganz Paris herumzieht. Eine weite hügelige Fläche, übersät mit dem Häusergewirr der Arbeiter. Die letzten Jahre der französischen Inflation, mit ihrer Steigerung der Mietpreise, warfen das, was bisher die Hintergebäude und Dachstuben der Pariser Vororte bewohnte, weiter zurück in die Banneille, wo man sich aus Brettern und Balken selbst eine Unterkunft zimmerte. Ueber eine Million Menschen hat sich in den letzten Jahrzehnten dort niedergelassen. Diese ganze Welt lebt furchtbar im Elend. Da ist es nicht zu verwundern, daß es schlecht steht um das religiöse und sittliche Leben. Weit und breit war keine Kirche, keine Schule. An manchen Stellen schätzten die Priester vor ihrem Eintreffen 60 Prozent irreguläres Zusammenleben, der Rest war zivil getraut. Man tat sich so zusammen, wie das Schicksal einen gerade würfelte. In den Hütten häufte man sich immer mehr, und immer tiefer sank die Moralität. Traurig sah es um die Kinder aus... Das ist so ein Bild der Banneille, wie es etwa vor zehn Jahren um sie stand. Die Priester der vereinzelt alten Pfarreien konnten unmöglich die weit entlegenen, plötzlich wie Pilze aus dem Erdboden emporschießenden Ansiedlungen pastorianen. Da setzte die katholische Aktion ein. Der Erzbischof sandte eifrige Priester zu diesen armen Heiden in die neuen Siedlungen. Dort sollten sie ihren Wohnsitz aufschlagen, arm, von allem entblößt, unter den Armen leben. Sie sollten „das wilde, steinige Satansland aufreißen und urbar machen für den Samen des Wortes Gottes.“

In der neuen Siedlung unweit der Ortschaft Osmeres nördlich von Paris hatte der Priester einen ungewöhnlich schweren Stand. Die Arbeiter, die sich dort niedergelassen hatten, alles verheßte Sozialdemokraten, widersetzten sich beharrlich all seinen Bemühungen. Schon wollte ein Gefühl der Mutlosigkeit ihn überkommen, da sandte ihm Gott eine Hilfe in der Person der braven Frau Courvoisier, der Inhaberin eines kleinen Milchgeschäftes an der neuen Straße. Diese Frau, die aus einer der gut katholischen Provinzen des Landes stammte, litt unbeschreiblich in ihrer neuen Umgebung. Sie konnte

es anfangs kaum glauben: Da waren ja alles Ungetaufte um sie herum, Menschen, die wie die Tiere lebten, versunken in Elend und Laster. Das mußte anders werden. Sie beschloß, dem Priester zu helfen. Sie kannte ja viele Leute, täglich gingen viele in ihrem Laden ein und aus. Obwohl sie selbst nur mühsam ihr Auskommen fand, half sie doch den Armen, wo sie konnte, ließ hier ein Sümmelein aus, teilte dort unentgeltlich an besonders Bedürftige Milch aus. So gewann sie das Vertrauen der Leute. Und als einst einer ihrer Schützlinge — ein Vater von vier Kindern — schwer erkrankte, da wagte sie das schwierige Werk und sprach mit ihm vom Priester. Sie hatte gefürchtet, die Leute in der Hütte würden bei dem Wort wie gewöhnlich wild auffahren — aber nein. Sie wollten wohl die gute Frau Courvoisier, die ihnen noch kürzlich in Geldverlegenheit

geholfen hatte, nicht kränken. Ihr zu Liebe ließen sie den Priester in ihre arme Hütte ein. Und als dieser eine Stunde später die Wohnung verließ, da war ein Leuchten in seinen Augen, soeben hatte er einen armen Heiden getauft, einen Sünder zu Gott zurückgeführt. Nicht dunkel schien ihm mehr die Zukunft, er sah eine bessere Zeit hereinkommen. Frau Courvoisier arbeitete unermüdet weiter. Sie verteilte gute Blätter unter ihre Kunden, steckte den Frauen manchmal ganz heimlich ein katholisches Flugblatt in ihren Einkaufskorb, sie fand überall Eintritt auch in die elendesten, verrufensten Schlupfwinkel. „Großmutter“ nannten sie die Kinder der Straße und ließen ihr freudig entgegen, wenn sie sie erspähten, denn sie hatte für jedes ein liebes Wörtlein, eine kleine Gabe. „Großmutter!“ Das war bald ihr Name bei groß und klein. Eines Tages kam der Priester zu ihr. „Frau Courvoisier“, sagte er, „wißt Ihr vielleicht einige Kinder, die ich taufen könnte? Wollt Ihr mir helfen?“ „Mit Freuden“, sagte die gute Frau. Sie spannte eigenhändig ihr Pferd vor den Milchkarren, der Priester und sie stiegen auf, und nun ging es den Hütten zu, wo Großmutters „gute Bekannte“ wohnten, wo sie bereits das Erdreich gelockert und der Priester nicht schwer Eingang fand. Wirklich erreichten sie auch viel an dem Tage. Bald gelang es dem Priester, eine kleine Kinder-schar um sich zu sammeln. Frau Courvoisier, obwohl selbst im Blase sehr beschränkt, stellte doch dem Priester einen kleinen Raum zur Verfügung, woselbst er den Kindern den Religionsunterricht erteilen konnte. Man staunt, wenn man liest, wie viel diese einfache, arme Frau getan hat. Ihrem regen Eifer, ihrer Beihilfe ist es auch zu verdanken, daß in diesem verlorenen Winkel schon bald eine kleine Kapelle entstand, wo nun der Heiland wohnt inmitten der armen Enterteten.

Aus dem steinigen Boden sproßt die grüne Saat. Im Jahre 1927 gingen bereits 1800 Menschen zur heiligen Osterkommunion; jährlich mehrt sich die Zahl der christlichen Trauungen, Taufen und Begräbnisse.

Nun ist Frau Courvoisier, der gute Engel der neuen Siedlung „Quatre Routes“, hinübergegangen in ein besseres Jenseits. Auf ihrem Totenbette hat sie ganz selig gesagt: „Gottlob, jetzt ist das neue Viertel Quatre Routes keine Wildnis mehr, jetzt ist es ein kleines Himmelswinkelfchen.“

Welch schöner Lohn wird ihr wohl drüben zuteil geworden sein.

Nicht minder schön ist die Geschichte von Fräulein Angelika Canü, der kleinen Näherin, die in einiger Entfernung der Brücke von Cligny, etwa vier Kilometer von der Stadt, ein kleines Häuschen bewohnte. Vor dem Kriege war diese Gegend noch wenig bewohnt. Nur einige Bauernhäuser lagen verstreut in der Ebene. Hier war der Ort, wo tagtäglich ganze Wagenladungen von Abfällen aller Art aus der Großstadt Paris abgeladen wurden. Und diese Abfallhaufen waren es, die nach und nach eine ganz neue Bevölkerung in die Gegend

brachten: die Lumpensammler. Scharen von Menschen, besonders Kinder und alte Leute, sah man von früh bis spät in diesen Häufen wühlen und graben nach „Schätzen“ aller Art. In elenden Baracken, die sie sich selbst in aller Hast gebaut, wohnten diese Armen. Denn es galt ja, morgens, wenn die Wagen aus Paris anlangten, zur Stelle zu sein, um ja etwas zu finden. Abends trugen dann die stärksten Leute die gefundenen „Schätze“ in Säcken in die ärmeren Vororte, um sie dort zu verkaufen.

Von ihrem Fenster aus konnte Angelika die Lumpensammler bei ihrer Arbeit beobachten. Sie sah die verwahrlosten Kinder, hörte oft ihre häßlichen Reden, ihre Flüche. Und ihr Herz blutete. Sie wußte es wohl, all die Kinder waren nicht getauft, hatten wohl noch nie etwas vom Heiland und seiner heiligen Mutter gehört. Sie lebten wie die kleinen Wilden weit drüben in den fernen Heidenländern. Oft mußte sie darüber weinen. Denn in ihrem Herzen brannte hell das Feuer heiliger Gottesliebe. Aber was tun? Gennevilliers, das Pfarrdorf, war weit, kein Kirchlein, keine Kapelle war in der Nähe.

Als Fräulein Angelika an einem Frühlingmorgen vom Kirchgange heimkehrte, kam ihr plötzlich ein leuchtender Gedanke: Sollte sie es nicht versuchen, den kleinen Wilden Religionsunterricht zu geben? Ja warum denn nicht? Sie könnte schon täglich ein Stündlein ihrer Zeit opfern für die Lieblinge Jesu, die Kinder. Gedacht, getan. Aber das kleine Stüblein der Näherin faßte höchstens sechs Katechumenen, sie mußte einen größeren Raum suchen. Und sie fand einen. Es war ein alter, verlassener, geräumiger Keller; hier sammelte sie die kleine Schar um sich. Und hier war es, wo die kleinen Lumpensammler zum ersten Male von Gott hörten und von Gottes eingeborenem Sohne, der für uns Mensch wurde und als armes Kindlein in einem Stalle auf die Welt kommen wollte, um die Armen zu erretten und zu erlösen. Die Kinder lauschten gespannt. Wie schön sprach auch Fräulein Angelika! Ihre ganze Seele lag in ihren Worten. Ihre Augen leuchteten. Die Kinder konnten sich kaum von ihr trennen. Sie kamen immer lieber. Und merkten sich gar wohl alles, was Angelika ihnen erzählte. Abends aber, in ihren Hüttlein, erzählten sie das Gehörte den Eltern. Und in den Seelen dieser Armen wachte bei diesen Erzählungen der Kinder nicht selten etwas auf — die Erinnerung an das, was sie einst von einer guten Großmutter in ihrer Kinderzeit vernommen hatten — was aber längst vergessen worden war.

Als einige Monate verstrichen waren, sagte Fräulein Angelika eines Morgens: „Kinder, heute gehen wir nach Gennevilliers.“ Manche Nachtruhe hatte das gute Fräulein geopfert, auch manchen Sparpfennig, um die Kinder zu diesem wichtigen Gange sauber kleiden zu können. Glückselig zog die kleine Schar über die graue, trübe Ebene dem Pfarrdorf zu. Hier wartete der Heiland auf sie. Der Pfarrer von Gennevilliers taufte sie und gab ihnen das Brot des Lebens. Ein wunderschöner Tag, unvergeßlich für alle... Wieder weinte Fräulein Angelika, aber dieses Mal war es vor Freude.

Neun lange Jahre hindurch blieb es so. Immer mehr Kinder sammelten sich um Fräulein Angelika. Allen ward sie Lehrerin und Führerin auf dem Himmelswege. Alle brachte sie nach Gennevilliers zur Taufe. Sie war die Seele der kleinen Neusiedlung. Jeden Sonntag führte sie selbst ihre Schar den anderthalbstündigen Weg zur Kirche, jeden Sonntagnachmittag versammelte sie um sich alle zum fröhlichen Spiel, aber auch zu ernster Lesung und Gebet.

Fräulein Angelika erreichte viel. Ihr heiliger Eifer, ihre Gottbegeisterung riß viele mit sich empor. In manchen Lumpensammlerhüttlein ließen gar die Eltern sich unterrichten und taufen. Und auf dem Sterbebette bat so mancher um einen Priester.

Sronleichnamsprozession.

Von Josephine Moos.

Tiefblauer Himmel und Glockengeläute...
Maigrüne Büsche umsäumen die Wege,
Geben dem Tage ein festlich Gepräge:
Sronleichnam ist heute.
Siehe, da naht sich's mit Kreuzen und Fahnen,
Schreitet auf blumenbestreuten Bahnen.
Voran die Knaben
Mit wehenden Wimpeln und Schärpenbändern,
Mägdelein in blütenweißen Gewändern,
Die in den Augen ein Leuchten haben.
Englein mit Lilien, Girlanden und Herzen,
Bruderschaften mit brennenden Kerzen,
Ernste, dunkelgekleidete Nonnen
Schreiten im Zuge, andachtversonnen.
Männer und Frauen in endlosen Reihen. —
Psalmen klingen und Litaniein.
Überall festlich geschmückte Altäre.
Rauschende Chöre
Singen jubelnd des Ewigen Ehre.
Ministranten mit silbernen Glöckchen,
Weibrauchschwingend in scharlachnen Röckchen,
Würdige Priester im Kirchenornate
Und seid'nem Brokate,
Lieblicher Mägdelein weißwogend Gewimmel
Schwebt um den Himmel!

Unter dem purpurnen Baldachin
Lichteller Glanz.
In gold'ner Monstranz
Sieht man den Heiland vorüberzieh'n.
Cymbelklänge, Posaunenton:
„Lauda Sion!“
Silbern kräuseln sich Weibrauchwolken. —
Selig sind, die dem Lamme folgen...

in ihrer Kinderzeit vernommen hatten — was aber längst vergessen worden war.



Endlich zog ein Priester ganz in das Lumpensammlerdörflein ein. Wer war glücklicher als Fräulein Angelika! Ihr ganzes Hab und Gut schenkte sie her, daß man schneller zum Bau einer kleinen Kirche schreiten könne. Der neue Pfarrer stieß auf keinen Widerstand bei der Bevölkerung, er wurde nicht angefeindet und verfolgt, wie in den meisten anderen Orten. Die Herzen schlugen ihm bald warm entgegen. Das Samentorn, welches die schlichte Näherin an jenem Frühlingstage ins Erdreich gesenkt, ging auf, sproßte und grünte.

Heute ist die Pfarrei Aux Gressillons — das ist der Name der neuen Siedlung — eine der blühendsten in der ganzen Pariser Bannmeile. Ein seeleneifriger Pfarrer, mehrere Laien arbeiten hier im Weinberge des Herrn und sehen immer schönere Früchte heranreifen. Eine kleine Kirche mit schlankem Turme grüßt schon von weitem den Ankommenden. Im Schatten dieses Kirchleins ruhen die irdischen Ueberreste der großen Wohltäterin des Ortes, Fräulein Angelika. In der Kirche selbst aber sehen wir einen Gedenkstein, auf dem die Worte stehen:

„Sie ist vorübergegangen, Gutes tuend.“
Dem Andenken des ersten Apostels der Neusiedlung Gressillons,
Fräulein Angelika Canü
gewidmet von der dankbaren Bevölkerung
Juni 1924.

Ja, die Lumpensammler vergessen sie nicht, die schlichte, große Frau, die ihnen die Himmelsbotschaft brachte, die in ihr armes, dunkles Leben einen Strahl des ewigen Lichtes aufleuchten ließ. Und sie wissen es, auch jetzt ist sie nicht fern, sie ist droben im Himmel ihre Fürbitterin.

Nicht überall steht es schon so gut wie in den beiden letztgenannten Gemeinden. Es gibt Gegenden der Pariser Bannmeile, die erst in den allerletzten Jahren vom Strome der Arbeitermassen überflutet wurden, so die Umgegend von Rungis südlich von Paris. Das ist eine graue, trostlose Ebene, verumpft und öde. Hier leben über siebzehntausend Menschen, und täglich mehrt sich ihre Zahl. Ueber Nacht gleichsam sind ihre armseligen Hüttlein entstanden, die regellos nebeneinanderhocken in dem feuchten, sumpfigen Gelände. So dringend notwendig es wäre, der Erzbischof von Paris konnte bisher noch keinen Priester in diese Siedlung schicken. Es fehlt an Priestern, an Arbeitern im Weinberge des Herrn. Aber ganz verlassen ist auch dieses Dorf nicht. Ein junges, zwanzigjähriges Mädchen ist sein guter Engel. Freiwillig hat sie Paris und ihr Heim verlassen, um hier in der Wildnis dem Herrn Seelen zu gewinnen. In einem halbzerfallenen Maierhofe, wo auch mehrere Arbeiterfamilien leben, hat sie eine Unterkunft gefunden. Hier ist es, wo sie die Kinder um sich schart und sie unterrichtet in den ewigen Wahrheiten. Sie unterrichtet sie auch in den Schulfächern, um zu verhüten, daß die armen Kleinen die religionslosen Schulen besuchen, die in nicht zu weiter Entfernung errichtet worden sind. Sie hat viel zu tun, die brave Aelene. Und das ist gut. Wie würde sie sonst die Einsamkeit ertragen in dieser Einöde, wo sie mit keinem Menschen reden kann, wo sie sich gut einschließen muß in ihre kleine Wohnung, denn die Gegend ist sehr unsicher. Die Gesichter, denen man hier begegnet, flößen einem oft Entsetzen ein. Aber sie fürchtet sich nicht. „Ich bin ja nicht allein“, sagte sie unlängst zu einem Besuch, und als dieser erstaunt aufblickte, führte sie ihn durch einen kleinen dunkeln Gang in einen mittelgroßen Raum. Da stand ein einfacher Altar an die weißgetünchte Wand gelehnt. Blumen, herrliche Chrysanthemen, waren sein einziger Schmuck. In roter Ampel flackerte ein Lichtlein... „Sie sehen, Jesus ist bei mir“, sagte sie einfach. Und ein wunderbares Licht leuchtete in ihren Augen.

Ja, der Heiland wohnt schon inmitten der armen Neuheiden von Rungis. Jeden Sonntag kommt der Priester des entfernten Pfarrdorfes, um in diesem kleinen Raume die heilige Messe zu lesen.

Dann kniet die junge Missionärin mit ihren Schülern auf die kalten Steinfließen des Bodens nieder; mit ihnen erhebt sie sich, wenn das Kommunionglöcklein erklingt, um zum Altare zu treten und den Herrn des Himmels und der Erde in ihr Herz aufzunehmen. Hier holt sie sich die Kraft zu ihrem frommen Wirken, zu ihrem heldenmütigen Entfagen. Mutig blickt sie in die Zukunft. Sie weiß es, der Herr wird sicherlich ihr Arbeiten segnen, wie er dasjenige Fräulein Angelikas gesegnet hat. Die Stunde wird schlagen, wo auch hier ein Priester eintreten wird, um hier zu bleiben. Dann soll auch er die Wege geebnet finden, manches Herz ihm schon freudig entgegenschlagen. Und langsam wird auch hier neues, religiöses Leben erblühen...

Man legt das Buch P. Phandes ergriffen aus der Hand. So viel Trauriges, Niederdrückendes steht darin — und doch auch so viel Tröstliches.

Eines, meine ich, ruft es uns allen zu: seien wir nicht fühllos und gleichgültig unsern Brüdern gegenüber. Und wenn es vielleicht jetzt in unserer Umgebung in religiöser Beziehung auch noch besser steht — gottlob — warten wir nicht, bis die Zeiten auch schlimmer werden. Stellen auch wir uns mutig in den Dienst der katholischen Aktion. Lassen wir den Heiligen Vater nicht vergeblich rufen. Jeder von uns kann etwas tun; vor allen Dingen können wir beten für die Ausbreitung des Glaubens, beten für unsere Brüder, die in Gefahr sind, ihr kostbares, ihren Glauben zu verlieren. Dann müssen wir auch gern ein Scherflein opfern, wenn es ein großes heiliges Werk gilt, wie etwa die Erbauung einer Kirche in den neuen Vororten unserer Städte, die jährlich größer werden und ohne Kirche ebenfalls bald ein heidnisches Gesicht bekommen würden. Auch die Verbreitung guter Schriften und Bücher ist ein apostolisches Werk, das wir uns angelegen sein lassen müssen. Einmal wird Gott uns lohnen.

„Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan.“

Wundervolles Erleben!

Erquickung kannst du nicht gewinnen, wenn sie dir nicht tief-eigen aus der Seele quillt.

Es ist bekanntlich etwas Wunderbares um das **Alpenglüh**en, das uns innerlich stark ergreift, wenn wir es mit eigenen Augen schauen. Wenn wir da in den Alpen die eigenartige Naturerscheinung beobachten — wenn die Sonne hinuntergesunken und ihr Feuerschein wie in einem lobenden Aufstrahlen die Hochgipfel der Bergriesen in goldenem Feuerglanze erstrahlen läßt, dann erscheint uns das Alpenglühen wie ein Gruß aus der Welt des Ewigen — als ob ein Glanz der Verklärung vom Himmel ausstrahle auf diese Erde — dort in die friedliche Einsamkeit der gletscherbehängenen Berge. Wer das Alpenglühen in seiner ganzen Pracht und Erhabenheit gesehen und es auf sich hat einwirken lassen, dem steht es immer wieder und besonders in Stunden seelischer Erhebung und innerer Ergreifenheit vor den Augen. Ein Glanz von himmlischer Verklärung bricht sich immer wieder durch das Grau unseres Alltags und die Nebel dieses sorgendurchwehten Daleinsgeschickes.

Eine andere, gleicherweise eigenartige Naturerscheinung, deren Anblick uns ebenso bezaubernd innerlich ergreift, ist das sommerabendliche **Meerleuchten** bei Ostende, das wir besonders malerisch von dem hohen Steindamme aus erschauen. Wenn der Abend besonders dunkel, der Himmel bedeckt und am Firmament weder Mond noch Stern zu sehen sind, wenn die Flut zurückkehrt und der Wellenschlag am Strande in regelmäßigen Takten mit lieblich tönendem Rauschen die Einsamkeit belebt, dann leuchten aus dem Schoße der Wasser Blitze hervor, wie wenn die See dem dunkeln Himmel das Licht zurückgeben wollte, das ihr Spiegel am Tage aufgesogen. Am

Strande breiten die umschlagenden Wellen der Brandung Lichtgarben aus und bedecken den sandigen Boden wie mit flüssigem Feuer. Schweift der Blick von dem leuchtenden Vordergrunde auf die weite Meeresfläche hinaus, so fesselt das Auge bald hier, bald da ein prächtig leuchtender Punkt, der — sich vergrößernd — herangeschwommen kommt, bis er auf einmal blihartig zuckend im Dunkel erlischt, um einer neuen Flamme Platz zu machen. Die Schaufelräder dahinziehender Schiffe wühlen nach allen Seiten hin leuchtende Wassermassen auf, die in zahllosen funkelnden Tropfen als Feuerregen auf die Oberfläche des Meeres zurückrieseln. Feurige Furchen gehen dann durch den Wasserspiegel, und die Bahnen der Schiffe sind noch weithin als Spur wie als feurige Streifen sichtbar. Hier handelt es sich um ein Aufglühen aus der Tiefe der See, wo an den warmen Sommerabenden Milliarden von kleinen, winzigkleinen Tierchen vom Meeresboden an die Oberfläche kommen, glühend, ähnlich wie die Johanniskwürmchen, und so das prachtvolle Aufleuchten der Meereswellen verursachend. Der bezaubernde Anblick auch dieses Naturwunders tritt uns immer wieder vor Augen, und wer es nicht nur gesehen, sondern in seiner ganzen Pracht innerlich erlebt hat, den erfüllt es mit einem übersinnlichen Gefühl der Erhabenheit des Göttlich-Ewigen.

Ist für uns als Katholiken nicht sowohl das Naturwunder des Alpenglühens wie das des Meerleuchtens in ihrer übernatürlich erscheinenden Erhabenheit sinnverwandt mit der noch viel erhabeneren Pracht der Verkörperung Christi im geöffneten Tabernakel mit der ausgestellten Monstranz — der heiligen Eucharistie?! Es lenken unsere Empfindungen unwillkürlich zu dem hochheiligen Sakramente des Altars, wenn die Augen das wunderbare Erstrahlen der Alpengipfel im Abendsonnenglanze oder das Meerleuchten in lauer Sommernacht schauen; und weit erhebender wirkt in Erinnerung des geschauten Naturwunders die Erhabenheit der Monstranz mit dem eucharistischen Heilande auf uns ein. Nur die ungläubige Wissenschaft mit dem unstillbaren Sehnen nach der Welt- und Lebensrätsel-Lösung und der metallistische Materialismus in seiner Seelenlosigkeit — sie gehen an solchen Empfindungen vorbei. Sie lächeln ob der aus dem Glauben geborenen Einfalt der Gottesgläubigen und beneiden uns nicht ob unseres inneren Erlebens eines wahren Glückes, das sie nicht kennen. Wir unsererseits beneiden sie nicht, die da alles, wissenschaftlich ergrün-

dend, „natürlich“ finden wollen und nicht Ruhe finden können, weil ein Rätsel, eine Frage in ihrem Forsche die andere wieder ungelöst verdrängt und sie gestehen müssen, daß sie nun so klug sind wie zuvor; wir beneiden sie nicht, die da für übernatürliches Empfinden und die Erhabenheit des Ewigen keinen Sinn haben, weil sie nur der Erde Gott — das Geld — anbeten!

Wir sehen „in unserer Einfalt“ tiefer als die Gott abgewandte Wissenschaft und empfinden ein reineres — inneres — Glück als die Materialisten in ihrem trassen Mammonismus, als die illustren Genüßmenschen ohne Gott im Herzen. Wir haben Mitleid mit allen Irreführten und Verblendeten, die von Ewigkeit und wahren Lebenszweck nichts wissen wollen. Aus ihren Seelen quillt ihnen allen keine Erquickung, und darum bleibt ihnen alles schal und ohne tieferen Eindruck. Es kann ihr Streben und Jagen und Genießen nicht die Seele bewegen und kein Erleben das Herz aufschauend erfüllen wie dem Wanderer in den Alpen das Erschauen des Alpenglühens und dem Beobachter des Meerleuchtens, der in glaubensstarker Erkenntnis die Erhabenheit des Tabernakels würdigt, indem er hier wie da und dort die Wunder des Ewigen erkennt.

Gott tausendfach Dank, daß er uns die Erkenntnis höherer Lebenswerte durch den uns gegebenen Glauben verliehen hat — daß wir ihn selbst erleben in unserm Inneren und ihn so in Ergriffenheit zu schauen vermögen, wenn wir vor dem geöffneten Tabernakel mit der ausgestellten Monstranz knien. Wir sehen ihn und er sieht uns, wenn wir da in Andacht zur heiligen Eucharistie emporklicken. Es umfängt uns die Verkörperung Gottes im Fronleichnam unserer Kirche. Wie die brennenden Bergriesen und die leuchtenden Wasser durchdringt es unsere Seele, und wir fühlen die Erquickung im Inneren wie einen Abglanz aus der Ferne der Ewigkeit. So empfinden wir das Menschheitserlösungswerk des Heilandes in seiner ganzen Größe.

Gott Dank, daß wir im hochheiligen Sakramente des Altars Kraft und Gnade finden, die Not der Zeit innerlich zu überwinden. Schwer lastet die Hand Gottes auf der Menschheit unserer Zeit. Es würde unzweifelhaft besser werden, würde sich die Menschheit wieder mehr zu Gott zurückfinden. Die jetzige Zeit ist dazu angetan, daß wir in echtem Sursum Corda vor dem eucharistischen Heilande im Tabernakel in Inbrunst beten um die Erleuchtung der Irrenden und Suchenden, der Gottabgewandten und Spötter, um die Befehrung der Irrgläubigen



und Abtrünnigen. Es gibt nur ein Glück für die ganze Menschheit — das ist der innere Friede mit sich selbst in Einsicht und Ausblick vom Ewigen her — und es gibt nur ein wahres Credo — das ist: Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater, an seinen eingeborenen Sohn und seine Kirche, und an den Heiligen Geist! M. . . th.

O salutaris Hostia.

Im Norden der blauen Adria, dem Golfe von Venedig gegenüber, ragt die Halbinsel Istrien weit hinaus in das meist ruhige Meer. Dort, wo die flache Küste zu mäßiger Höhe emporsteigt, liegt der kleine Ort Cananaro. Aus diesem unscheinbaren, unbekanntem Orte wissen heute katholische Zeitungen und Zeitschriften gar Wunderbares zu berichten. Noch ist nicht viel darüber in die Öffentlichkeit gedrungen, aber das Wenige genügt, um unseren beseligenden Glauben an Christi Gegenwart im Allerheiligsten Sakramente neu zu beleben und zu kräftigen. Was hier folgt, ist den Berichten katholischer Blätter entnommen.

Es war am Silvesterabend des Jahres 1930. In dem kleinen, dem heiligen Silvester geweihten Kirchlein von Cananaro wurde eben der gewöhnliche Jahresabschlussgottesdienst abgehalten. Die guten Leute des Ortes hatten sich fast vollzählig dazu eingefunden. Am Altare war, von einem Strahlenkranz umgeben, das Allerheiligste ausgelegt, zahlreiche Kerzen brannten davor, und einige elektrische Glühlampen warfen ebenfalls ihr weißes, helles Licht auf die schimmernde Monstranz. Vor dem Altare kniete der würdige Pfarrer, und die Anrufungen der Vitanei tönten laut durch das gefüllte Gotteshaus. In Andacht versunken hielt der würdige Priester seine Blicke auf die Monstranz gerichtet — da plötzlich, er weiß nicht, wie ihm geschah — gewahrte er an Stelle der Hostie das heilige Antlitz unseres Herrn. Er wollte anfänglich seinen Augen nicht trauen, reinigte seine Brille, blickte abermals hin: er hatte dieselbe wunderbare Vision.

Es seien hier seine eigenen Worte angeführt: „In der Tat, die Vision war lebendig und wirklich, das Antlitz des Heilandes hob sich an Stelle der Hostie deutlich vom Strahlenkranz der Monstranz ab. Es war mit der Dornenkrone gekrönt, die die Haare umschloß und das traurige Antlitz des Herrn noch mehr hervortreten ließ. Das Weiße desselben war mit Blutstropfen gezeichnet, das Gesicht war bewegt und die Augen wandten sich mir zu. Mir war, als wolle es aus der Monstranz hervortreten. Der Blick des Heilandes war mild, so daß ich von Rührung übermannt wurde. Ich wandte mich an den Aleriker Stephancic, der aus dem Seminar von Capodistria in Ferien hier weilte und mir assistierte: „Siehst du die Monstranz? fragte ich ihn. Der Aleriker sah nun mit mir zur heiligen Hostie auf und erblickte ebenfalls das heilige Antlitz, das sich scharf abhob von den Weihrauchwolken, während der Chor weiter sang. . . Auch der Ministrant, Hugo Uttini, hatte zugleich mit uns die Erscheinung bemerkt. Nun rief ich durch ein Zeichen die beiden Küster Stephan Burik und Kal. Kolita aus der Presbyteriumsbank herbei. Auch sie sahen das heilige Antlitz des Erlösers. Auch als ich das Tantum Ergo sang, dauerte die Vision noch an. Als ich dann die Altarstufen hinaufstieg, um den Segen zu erteilen, erreichte meine Ergriffenheit den Höhepunkt. Das mystische Antlitz des Herrn war nach wie vor voll Milde und Ernst liebevoll den Gläubigen zugewandt. Ich machte die Kniebeugung, erhob die Hände zur Monstranz und ergriff sie. Da verschwand die Vision. Mit zitternden Händen erteilte ich den Segen. Nach der Uhr konnte ich feststellen, daß die Erscheinung 15 Minuten gewährt hatte. Und nun bemerkte ich auch, daß viele Gläubige tief ergriffen waren.“

Noch andere Andächtige hatten die wunderbare Erscheinung wahrgenommen und legten Zeugnis dafür ab: der Stationsvorsteher Malaroda, eine Frau namens Florentin und ein jugendlicher Metzgergehilfe Andrea Daltreppo. Sie berichteten ihre Wahrnehmung, ohne erst die Aussage des Pfarrers vernommen zu haben. Der junge Andreas hatte seinen Platz etwas seitlich des Altares, neben der Sakristeitüre. Er war aufs tiefste betroffen, als er plötzlich inmitten des Lichterkranzes das Antlitz eines Menschen sah und glaubte, einer Sinnestäuschung verfallen zu sein. Bei genauem Hinsehen stellte er jedoch fest, daß er wirklich ein Antlitz sah. Der Stationsvorstand Malaroda hatte seinen Platz neben den ersten Kirchenstühlen inne. Nach Beendigung der Andacht eilte er in die Sakristei und rief mit vor Aufregung bebender Stimme: „Habt Ihr auch das Antlitz des Herrn gesehen?“ Und weiter berichtet er: „Plötzlich, während der Vitanei, als ich meine Augen zufällig zur Monstranz erhoben hatte, sah ich das Antlitz des Heilandes. Instinktiv beugte ich meine Knie und blickte unverwandt zum Herrn empor. Obwohl ich sehr ergriffen war, glaubte ich noch immer an eine Sinnestäuschung. . . Aber bald mußte ich mich überzeugen, daß dies nicht der Fall war. Das Antlitz war lebend, die Blutstropfen waren rot, die Augen wandten sich uns zu wie die eines Lebenden.“

Noch mehrere andere Zeugen beteuerten das Gleiche. —

Bereits hat der Bischof von Parenzo, in dessen Bistum Cananaro liegt, eine kirchliche Kommission eingesetzt zur kanonischen Untersuchung der „Vorgänge von Cananaro“. Dem Urteile der Kirche dürfen wir nicht vorgreifen. Wenn aber, wie es ja scheinbar bereits erwiesen ist, unser gütiger Erlöser in dem kleinen Orte auf wunderbare Weise im Allerheiligsten Sakramente sichtbar wurde, so geschah dies nicht allein zum Heile der dortigen Gläubigen. Auch für uns soll es ein Aufruf, eine Mahnung zur Belebung und Stärkung unseres Glaubens sein in einer Zeit, da alles andere um uns zusammenzubrechende scheint. In allen Stürmen und Bedrängnissen des Lebens sei das Allerheiligste Sakrament die Quelle unserer Stärke, unseres Trostes, unserer Seligkeit.

Vertrauen in der Familie.

Die Nummer 3 des heurigen Jahrgangs der „Monita“ (Wochen-Ausgabe) brachte einen Artikel mit der Ueberschrift: „Offenheit und Vertrauen in der Familie.“ Ich mußte beim Lesen der sehr richtigen, treffenden Zeilen an unsere eigene Familie denken, an Vater und Mutter und an das herzliche, innige Vertrauen, das wir Kinder ihnen entgegenbrachten. Vater war dienlich viel vom Hause abwesend. Mutter aber war im vollsten und schönsten Sinne die Vertraute unserer Kindertage. Vor ihr lagen die Seelen ihrer drei Mädchen und drei Buben offen wie aufgeschlagene Bücher, und es wäre uns gar nicht in den Sinn gekommen, vor Mutter etwas zu verbergen. Warum auch? Galt doch jede Freude erst dann als voll, wenn Mutter darum wußte, ward doch jedes Leid kleiner durch ihre Anteilnahme, wußte sie in Not und Ratlosigkeit doch stets die beste Hilfe. Und selbst wenn man eine kindliche Missetat verborgen hatte, fühlte man sich erleichtert, wenn sie vor dem mütterlichen Forum behandelt und wohl auch bestraft worden war.

Mutter bedeutete für jedes der sechs Kinder das Ideal, das es nur einmal geben kann. Noch gut erinnere ich mich, wie einmal mein zweitüngster Bruder — er war damals ein Knirps von vier Jahren — sehr ernsthaft erklärte: „Wenn ich groß bin, heirate ich Mutter.“ Dasselbe Büßchlein übergab etliche Jahre später, als es galt, zum erstenmal im Leben den Gang zum heiligen Bußgericht zu unternehmen, vorher erst Mutter vertrauensvoll sein ganzes kleines Sündenregister zur Begutachtung und etwaigen Ergänzung. Anscheinend war Brüderchen etwas grüblerisch veranlagt, und als es abends vor dem Zubettgehen ganz untermittelt fragte: „Können Mütter etwas vergessen?“, da wußte Mutter, daß der kleine Büßer noch nicht ganz aus der Sorge um die Vollständigkeit seines Sündenbekenntnisses war. Doch konnte sie ihn bald beruhigen, während sie die kindliche Frage, so voll des unbegrenzten Vertrauens in ihre Mutterchaft, durchs ganze Leben wie ein köstliches Kleinod in ihrem Herzen bewahrte.

Unsere Mutter hatte nur Volksschulbildung genossen, während wir Kinder — dank des Opfermutes unserer Eltern — sämtlich höhere Schulen besuchten. Indes, das stand fest bei uns allen: Keine Lehrerin und kein Professor konnte klüger sein als unsere Mutter. — Ihr wurden alle Hausaufgaben vor der Einklieferung in der Schule zur Einsicht und Beurteilung vorgelegt; mit ihr wurden alle Unterrichtsnoten besprochen; ja sie, die nie irgendwelchen fremdsprachlichen Unterricht empfangen hatte, überhörte sogar das lateinische Pensum der Gymnasialisten, und niemand konnte es so gut wie sie. Schwer genug mag es ihr geworden sein, neben ihren Hausfrauenschulden die nötige Zeit für all das aufzubringen. Dafür aber war sie auch aufs genaueste eingeweiht in jeden Fort- oder auch Rückschritt ihrer Kinder, und die Jahreszeugnisse bedeuteten für sie nie eine Ueber- raschung. —

Es ist eine Tatsache der Erfahrung, daß es einer verständigen Mutter nicht allzu schwer fallen wird, die noch jüngeren Kinder in liebendem Vertrauen an sich zu fetten. Weit schwieriger gestaltet sich die Sache, wenn die Knaben und Mädchen heranwachsen, mehr und stärker als früher fremden Einflüssen ausgesetzt sind und das erwachende Selbstständigkeitsgefühl sich in der Brust gewaltig zu regen beginnt. Wenn die jungen Menschen in dieser kritischen Zeit der sorgenden Mutterhand nicht entgleiten, dann ist dies die Probe aufs Exempel. Unsere Mutter bestand die Probe. In richtigem Verständnis räumte sie den größer werdenden Knaben und Mädchen auch größere Freiheiten ein, verdoppelte aber zugleich ihre mütterliche Wachsamkeit, der keine Veränderung im Wesen und Gebaren ihrer Kinder entging. Nicht immer fühlte ich, die angehende Lehrerin, mich damals eins mit Mutters Erziehungspraxis den etwas jüngeren Brüdern gegenüber. Recht gut erinnere ich mich eines Feriennachmittags, an dem die Brüder — sie besuchten damals die oberen Klassen des Gymnasiums — sich in meiner Anwesenheit mit sichtlich Genugtuung eine Zigarette anzündeten. „Für Schuljungen schickt sich das nicht“, erklärte ich ihnen nicht gerade liebenswürdig und war starr vor Erstaunen, als sie mir übermütig versicherten, Mutter selbst habe ihnen die Zigaretten

gegeben. — Selbstverständlich hielt ich auch Mutter gegenüber mit meiner Kritik nicht zurück; mit den verschiedenen Paragraphen meines Pädagogikbuches suchte ich ihr beizukommen und bot ihr dieses zur Lektüre an. Sehr ruhig und bestimmt wies sie es zurück, und bis heute habe ich nicht vergessen, was sie damals sagte: „Deine Brüder sind älter geworden. Würde ich sie immerfort als kleine Buben behandeln, denen gar alles verboten ist, was ihre Kameraden sich erlauben, dann müßte ich fürchten, daß sie scheinbar gehorchen, während sie sich heimlich entschädigen. Ihr Vertrauen gilt mir mehr als die Paragraphen deines Buches.“

Mütterchen hat recht behalten. Keines ihrer Kinder ist auf Abwege geraten; alle leben sie heute in guter, ehrenwerter Stellung. Mit der nun betagten Mutter aber sind auch die erwachsenen Söhne und Töchter noch fest verbunden durch tiefgewurzeltes, inniges Vertrauen. — Es ist noch nicht lange her, daß sie mir halb lachend, halb ärgerlich erzählte: „Nun habe ich sechs studierte Kinder, und wenn sie sich zu Weihnachten mit einem Buch beschenken wollen, dann wenden sie sich um den geeigneten Titel an die ungelehrte alte Mutter.“ M. E. Mayer.

„Noch heute danke ich es meiner Mutter.“

Eben las ich in der lieben „Monika“ den Artikel: „Von der wahren Schönheit der Frau“, der den heutigen übertriebenen Schönheitskult geißelt. Dieser Artikel ist mir aus der Seele geschrieben. Wirklich, es berührt einen Schmerzlichen, zu sehen, daß „der Kult des Leiblichen“ schon so viele Frauen erfasst hat. Auch leider viele unserer katholischen Frauen und Mädchen. Sie legen den allgrößten Wert auf ihre körperliche Schönheit, nichts ist ihnen zu kostspielig, um diese zu erhöhen, ja nicht selten unterziehen sie sich schmerzlichen Operationen, um einen kleinen Schönheitsfehler zu korrigieren.

Ich kenne junge Mädchen, die jeden Morgen eine Stunde und mehr zu ihrer Toilette gebrauchen, die immer wieder neue Döschen und Fläschchen in die Hand nehmen, immer wieder wohlgefällig ihr Spiegelbild betrachten und einfach kein Ende damit finden. Derweilen müht und plagt sich die Mutter im Haushalt, läuft stiegenauf und stiegenab, kocht das Frühstück und bedient die Tochter!!

Kann man eine solche Mutter bemitleiden? Nein. Daß viele junge Mädchen unserer Tage gar so eitel, so äußerlich sind, daß sie den Schwerpunkt des Lebens aufs Körperliche, Leibliche legen und nur ihre Schönheit pflegen, ist sicherlich auch die Schuld ihrer Mütter, auch eine Folge der modernen Erziehungsweise.

Noch in meiner Kinderzeit wurde die Puklucht und Eitelkeit der kleinen Mädchen streng gerügt; wenn ich vor dem Spiegel angetroffen wurde, setzte es jedesmal eine Strafe ab. Es wurde direkt als Schande hingestellt, eitel zu sein.

Und heutzutage? Es klingt unglaublich und ist doch wahr, daß mir eine Mutter zweier kleiner Mädchen neulich sagte: „Ein Mädchen muß es früh lernen, daß es eine Hauptsache für sie ist, schön zu sein, ihre Schönheit zu erhöhen, zu pflegen.“ Dieselbe Frau fand es lächerlich, daß ich meinen Kindern nicht erlaube, sich wohlgefällig im Spiegel zu betrachten. „Aber was ist denn dabei“, sagte sie spöttisch lächelnd. „Es ist doch nichts Unrechtes, sich seiner Schönheit zu freuen.“

Leider, leider denken heutzutage viele Mütter so. Ist es da ein Wunder, wenn die jungen Mädchen äußerlich werden, wenn sie nur Sinn haben für die Schönheit des Leibes und vollkommen auf das Wichtigste hineden vergessen: zu sorgen für die Reinheit und Schönheit der Seele? Die Eitelkeit hat schon so manches Mädchen, so manche Frau ins Unglück gebracht. Die äußere Schönheit ist mehr wie einer zum Verhängnis geworden. Es ist darum eine der heiligsten Pflichten für uns Mütter, unsere Töchter hier im rechten Geiste zu erziehen, sie zu bewahren vor einer irrigen Einschätzung der Werte. Wir brauchen die körperliche Schönheit nicht gering zu schätzen, sie ist ein Geschenk Gottes, aber sie spielt im Leben eines Christen nicht die Hauptrolle. Die Hauptsache ist die Schönheit der Seele, die Tugend, sie verleihet der Frau erst den höchsten Reiz.

Eine liebe Bekannte erzählte mir folgende kleine Geschichte, die uns zeigt, wie die ernste Haltung einer Mutter, ihre richtige Einstellung, die Tochter vor Leichtsinne — vielleicht vor dem Unglück bewahrte. —

„Ich war immer ein sehr lebhaftes, junges Mädchen“, erzählte mir meine Bekannte, die jetzt längst glückliche Frau und Mutter ist, „und mochte meinem Mütterlein wohl manche Sorge machen. Früh mußte ich als Ladenfräulein in ein Geschäft eintreten, denn mein Vater starb, als ich noch ein Kind war, und liebte meine Mutter und mich mittellos zurück. Sorgfältig überwachte meine Mutter all meine Schritte, meine Freundschaften, meine Lektüre. Sie kannte die Welt und kannte ihre Gefahren für ein hübsches, junges Mädchen in einem Geschäft, wo eine Anzahl Angestellte beiderlei Geschlechtes den ganzen Tag beisammen sind. Ja, ich war hübsch. Daß ich es war, hatte ich eigentlich erst im Geschäft erfahren; bis dahin hatte ich mich wenig

für mein Aeußeres interessiert. Meine Mutter hatte zwar streng darauf gesehen, daß ich immer sauber und ordentlich sei, aber mich niemals „herausgeputzt“, wie viele Mütter es so gerne tun. Meine Haare zum Beispiel waren glatt geschneitelt und in einen einfachen Knoten aufgesteckt. Im Geschäft erregte diese Frisur Aufsehen. „Aber Erna, wie kannst du dich nur so ungünstig frisieren, du hast doch so wundervolles Haar! Um dieses Haar beneide ich dich!“ — „Geh, laß dich einmal beim Friseur hübsch und modern frisieren!“ So redeten die andern jungen Mädchen auf mich ein. Ich war einerseits sehr geschmeichelt, andererseits auch ein wenig getränkt, daß man meine Frisur so herabsetzte. Zu Hause erzählte ich gleich alles meiner Mutter. Die sagte ganz ruhig: „Laß dir kein dummes Zeug vor-schwätzen, Erna. Deine Haare sind nichts Besonderes, und deine Frisur ist sehr nett.“ Diese Antwort der Mutter gefiel mir nicht recht. Sobald ich einmal allein in der Wohnung war, betrachtete ich mich im Spiegel und fand, daß die Mädchen recht hatten. Meine Haare waren wirklich wunderschön. Dieser Glanz, diese Farbe, das hübsche natürliche Gelock! Von diesem Tage an schaute ich oft und gern in den Spiegel, und wenn ich mich auch nicht geiraute, meine Frisur ganz zu ändern, so suchte ich doch nach Kräften sie zu verschönern. Ich legte mir ein feines Haarwasser zu, kaufte auch etwas Schminke und Puder. Aber natürlich ganz heimlich. Mutter merkte es wohl, daß ich mich veränderte, daß ich eitel, gefallsüchtig und äußerlich wurde. Wie mag sie gelitten haben! Sie sagte nur hie und da ein ernstes Wort — und vor allen Dingen — sie betete damals viel für mich. Das hat sie mir später erzählt. Ich entfernte mich damals von Mutter, fand sie zu streng und zu rückständig und hielt mich ganz an meine Freundinnen im Geschäft. Die sagten mir so hübsche Dinge über mein Aeußeres. Und als gar eines Tages einer der Angestellten ebenfalls die Schönheit meines Haares pries — da war ich törichtes Ding ganz aus dem Häuschen. Kurz darauf mußte meine Mutter eines Tages eine kleine Reise unternehmen zu einer Schwester, die auswärts wohnte und dringend mit ihr zu sprechen hatte. Ich war also allein. Und dieses Alleinsein kam mir sehr zustatten. Ich wollte zum Friseur, mich dort hübsch und modern frisieren zu lassen. Ich konnte den Augenblick kaum mehr erwarten. Was würden meine Kolleginnen wohl sagen, wenn ich mich im Geschäft zeigen würde? — Ja, ich wurde bewundert. Ich sah alle Blicke auf mich gerichtet und war stolz und aufgeblasen. Nach Geschäfts-schluss eilte ich nach Haus. Die Mädchen hatten mich auf-gestachelt: „Geh, Erna, du bist doch jetzt sechzehn Jahre alt und kein Kind mehr. Ich würde der Mutter nicht folgen, sondern mich immer so hübsch und elegant herrichten wie heute. Ich wette, du hättest gleich einen Verehrer.“ So hatten sie gesagt, und ich nahm mir vor, heute abend einmal der Mutter kurz und bündig mitzuteilen, daß ich hinfort mich nicht mehr „verhandeln“ ließe, sondern mich wie ein elegantes Fräulein zu frisieren gedente.

Zu Hause angekommen, setzte ich mich gleich vor den Spiegel und betrachtete mich mit Wohlgefallen. Eigentlich hätte ich in die Küche gehen sollen und für das Abendessen sorgen müssen — aber es war ja noch Zeit. Mutter kam ja erst mit einem späteren Zug. So dachte ich. Nein, wie gut mir doch diese Frisur stand. Ich war wirklich hübsch... Alle Schmeichelworte, die ich bis jetzt vernommen, fielen mir wieder ein.

Ich hörte nicht, wie die Türe sich öffnete, so war ich in eitle Gedanken versunken. Plötzlich stand meine Mutter vor mir. Ihr Gesicht war ernst, todernt. Nicht streng und erzürnt, nur ernst, traurig. „Oh“, sagte sie, „da“ — sie wies mit ihrer Hand auf meine auf-gebauchten, hochfrisierten Haare, „da werden einmal die Schlangen herumtrieden, wenn du auf diesem Wege fortfährst.“

Erschrocken sprang ich auf. Dieses ernste Wort meiner Mutter packte mich. Ha! Hölle und Ewigkeit — diese ernsten, furchtbaren Wahrheiten standen plötzlich klar vor meinem Blick. Vergänglich ist alles Irdische, Schönheit und Jugendreiz. Es kommt die Stunde des Todes. Und dann? —

Heute kann ich es sagen, diese Worte meiner Mutter haben mich gerettet. Sie haben plötzlich meine Augen geöffnet und ich habe erkannt, daß ich auf einen Irrweg geraten war, einen gefährlichen Irrweg. Noch heute danke ich meiner Mutter für diese ernsten, furchtbaren Worte...“

So handelte eine christliche Mutter, die wußte, welche Gefahren die Eitelkeit für die Seele in sich birgt. Lassen wir in unsere Familien nicht den modernen Geist eindringen.

Höher als alle leibliche Schönheit steht die Schönheit der Seele unserer Kinder.

C. M.

Gebetsmeinung für den Monat Juni.

Herz Jesu, König und Mittelpunkt aller Herzen. — Die Gefahr des Fortschritts des Islams in Afrika.



Margarets Nachfolgerin.

Der Wirklichkeit nacherzählt. Von C.

Die verwitwete Frau Inspektor Bergen kehrte fröstelnd von einem Ausgange heim. Es war Abend und schon empfindlich kalt, obwohl es erst Anfang November war. Die alte Dame, in deren Zügen etwas seltsam Starres lag, stieg langsam die Stufen zu ihrer Wohnung empor. Droben empfing sie ihre alte, treue Dienstmagd mit einem Briefe in der Hand. „Den hat soeben der Briefträger gebracht“, sagte das Mädchen und überreichte der Herrin das Kuvert. Frau Bergen nahm hastig das Schreiben in Empfang. Sie hatte die Aufschrift erkannt. „Von Alfred“, sagte sie leise. „Was mag er zu berichten haben?“ — In ihrem hübschen Wohnzimmerchen erbrach sie den Umschlag, setzte die Brille auf und begann zu lesen. Beim Lesen wurde sie sehr blaß. Mit nervöser Hand faltete sie den Brief zusammen und starrte ins Licht... Er war von ihrem Schwiegersohn geschrieben, der in Landsbut als Beamter lebte. Acht Jahre waren es her, daß er Frau Bergens einziges Töchterchen Margarete als seine Gattin heimgeführt hatte. Wie glücklich war Margarete gewesen! Sie hatte ja auch eine gute Wahl getroffen, ihr Gatte war ein ausgezeichnete Mensch, und das war auch Frau Bergens Trost. Sie wußte ihr Kind in guten Händen. Hing doch ihr ganzes Herz an der einzigen Tochter, sie hatte seit dem frühen Tode des Gatten nur für diese gelebt. „Mutter, du mußt uns recht bald besuchen in unserm neuen Heim“, hatten die glücklichen Kinder beim Abschied gesagt, und Frau Bergen hatte es gerne versprochen. Dreimal hatte sie ihr Kind besucht im schönen, alttümlichen Landsbut, hatte sich des Glückes ihrer Tochter gefreut und der zwei herzigen Entelinnen, die in der hübschen Villa ihren Einzug hielten. Dann aber — es waren nun fünf Jahre seitdem verfloßen — kam eines Tages eine böse Nachricht ins Haus geflogen. „Margarete schwer erkrankt. Bitte, gleich kommen.“ Unverzüglich hatte Frau Bergen sich aufgemacht. Sie fand ihr Kind im Krankenhaus — dem Tode nahe. Eine Blinddarmentzündung war plötzlich aufgetreten, die Operation kam zu spät. Die junge Frau starb nach fünf Leidenstagen ergeben in Gottes Willen. Frau Bergens Schmerz aber läßt sich nicht beschreiben. Es schien anfangs, als wollten ihre Sinne sich verwirren. Sie kehrte unverzüglich heim und vergrub sich ganz in ihr Leid. Sie sprach tages-, ja wochenlang mit niemanden und fand selbst im Gebete keinen Trost, keine Hilfe. Selbst ihre zwei Entelchen hielt sie von sich fern. „Venerl hat ganz Margarets stille Art, und Annerl sieht ihr äußerlich so ähnlich“, sagte sie sich entschuldigend. „Ich bringe es nicht über mich, sie zu sehen. Sie führen mir zu deutlich Margarets Bild vor Augen.“

Als achtzehn Monate seit Margarets Heimgang verfloßen waren, erhielt Frau Bergen eines Tages einen Brief ihres Schwiegersohnes. Er teilte ihr mit, daß er gesinnt sei, seinen beiden Töchterlein eine neue Mutter, seinem verwaisten Hausstand eine neue Herrin zu geben. „Schwer, sehr schwer ist mir der Entschluß geworden“, schrieb der Amtsrichter. „Ihr wißt, liebe Mutter, wie glücklich ich mit meiner geliebten Margarete gewesen bin. Immer wird mir ihr Andenken lieb und teuer sein. Aber der Kinder wegen muß ich mich zu einer zweiten Ehe entschließen. Sie sind noch so klein, sie bedürfen der mütterlichen Pflege und Erziehung. Und die Mutter, die ich ihnen zuführen will, wird hoffentlich auch Ihr Wohlgefallen erwecken, liebe Mutter. Sie wird in Margarets Geiste weiterwirken und schaffen...“ Das Bild eines sehr lieben jungen Mädchens hatte der Amtsrichter beigelegt, Frau Bergen jedoch betrachtete es nur flüchtig. Tränen verdunkelten ihren Blick. Einen Augenblick schaute sie wie unschlüssig zum Fenster hinaus — dann hatte sie mit zitternder Hand Brief und Bild zerrissen. In ihrer Seele wogte und brandete es. Nein, sie verstand ihren Schwiegersohn nicht, sie wollte ihn nicht verstehen. Schöne Redensarten, nichts wie schöne Redensarten! Er hatte seine Margarete bereits vergessen. O welch ein Groll erfaßte sie gegen die Frau, die nun an Margarets Stelle treten wollte! Die ihre Kinder betreuen, ihrem reizenden, mit so viel Liebe geschmückten Heim vorstehen würde... Frau Bergen redete sich ein, daß es eine Intrigant, eine herzlose Kokette sein mußte. Noch am gleichen Abend setzte sie sich hin und schrieb dem Schwiegersohn, daß sein Schritt sie

sehr überrascht und enttäuscht habe. „Das hätte ich nie von Dir gedacht“, schrieb sie. „Arme Margarete! Aber was nützen meine Worte. Tue, wie Du willst, aber verlange nicht von mir, daß ich Deine zweite Frau kennenlerne, daß ich fürderhin Dein Heim betrete. Ich finde nicht die Kraft dazu. Vene und Annerl, meine lieben Entelkinder, sollen mich nun häufig besuchen, sie werden nun mein einziger Trost sein.“

Und dabei blieb es. Den liebenswürdigen Brief, den die Braut des Schwiegersohnes ihr schrieb, las sie nicht einmal. Er wanderte unverzüglich ins Feuer und blieb selbstverständlich ohne Antwort. Die Hochzeit ignorierte sie ganz. Die beiden Entelkinder kamen jährlich für einige Wochen zu ihr, das war alles. Der Amtsrichter hatte allerdings eine Bedingung an die Erfüllung dieses Wunsches gestellt: die Großmutter dürfe nie abfällig vor den Kindern von der zweiten Mutter sprechen. Das hatte Frau Bergen auch versprochen und hielt es gewissenhaft. Aber so oft die Kleinen von der „Mama“ sprachen, zuckte Frau Bergen zusammen. Es tat ihr unfäglich weh. Stand doch Margarets Bild immer vor ihrer Seele. Ach, wie schön hätte alles sein können... Vor kurzem waren die Kinder bei ihr gewesen und hatten frohes Lachen und Jubeln in ihr stilles Heim gebracht. Kaum zehn Tage waren sie nun wieder daheim — und jetzt kommt ein Brief von Landsbut mit der Nachricht, daß Venerl erkrankt sei. Venerl, die doch so gesund und frisch von hier fortreiste! Sehr schonend und rücksichtsvoll schreibt der Schwiegersohn, daß es sich um eine Lungenentzündung handle und sie in großer Sorge seien. „In seinen Fieberphantasien spricht die Kleine immer von der Großmutter“, hieß es wörtlich. „Sie ist stets bei Ihnen am Land. Gott gebe, daß das Kind die Krankheit übersteht!“

Frau Bergen blickte immer noch unverwandt auf denselben Fleck. Und doch, so stark sie äußerlich war, so erregt war sie im Innern. Ihr Venerl krank, sehr krank! Und verlangte nach ihr! Da, — da mußte sie doch hin... Aber konnte sie es? Konnte sie wirklich Margarets Heim noch einmal betreten, Margarets Nachfolgerin darin schalten und walten sehen? Ach, jetzt durste sie nicht daran denken. Sie ging zu ihrem Entelkinde, zum kranken Venerl... Für alles andere wollte sie taub und blind sein. Sich um niemanden kümmern als um die Kinder, womöglich das Annerl mit sich zurücknehmen... Nach einer Stunde des Grübelns und Denkens war Frau Bergens Entschluß gefaßt: sie wollte fahren. Und zwar gleich morgen früh mit dem ersten Zuge. Dann konnte sie noch vor Mittag in Landsbut sein. —

Der Gilzug rast durchs Land. Vorbei an Wäldern, Wiesen und schmucken Dörflein, die im ersten Strahl der Winter Sonne schimmern. Frau Bergens Augen streifen all das Schöne, aber sie sehen es nicht. Ihre Gedanken eilen noch schneller als der Zug. Sie sind bereits in Landsbut. Oh, wie sie sich fürchtet vor den kommenden Stunden! Sie denkt an Venerl, ihren Liebling, wie mag es ihm gehen? Wenn sie doch beten könnte, so recht von Herzen beten könnte! Aber seit Jahr und Tag fühlt sie sich so fern von Gott, es ist, als stünde eine Wand zwischen ihr und dem Himmel... Wo das Venerl wohl untergebracht ist? Ach, es ist ja jetzt sicher alles ganz anders in Margarets Heim, alles fremd und kalt für sie. Die... die „Fremde“ wird wohl alles lieblos ihrem eigenen Geschmack angepaßt haben... Frau Bergen schaudert's. Doch da steigt der hohe Martinsturm von Landsbut aus der Ebene auf. Sie ist dem Ziel nahe... Ein Viertelstündchen darauf geht sie den wohlbekanntesten Weg zur Villa des Schwiegersohnes. Ganz allein. Es ist auch besser so. Es wäre ihr ein unerträglicher Gedanke, jetzt einem Bekannten zu begegnen. Es ist heute ein schöner Tag, die Luft zwar winterlich frisch, aber die Sonne hat ihre Kraft noch nicht ganz eingebüßt... Die Türe der Villa ist offen... Von niemanden gesehen, schlüpfte Frau Bergen hinein. Sollte es dem Venerl schlechter gehen, daß alles in Aufregung ist und gar auf das Türschließen vergessen hat? Frau Bergen öffnet rechts die Türe des Wohnzimmer der Familie. Von dort gelangte man früher ins Kinderzimmer; vielleicht ist es auch heute noch so. Doch kaum hat die alte Dame das Wohnzimmer betreten, als sie wie gebannt stehenbleibt. Sie hatte gemeint, alles verändert und fremd zu finden — aber was ist denn das? Ist es nicht so, als hätte Margarete es soeben verlassen? Alles ist noch wie

einst... Ihr Schreibtisch steht da mit den Bildern ihrer Lieben, keines ist verrückt worden, keines fehlt. Und dort auf dem Nähtischchen ihre Handarbeit! Frau Bergen kennt sie wieder. Tränen treten in ihre Augen. Sie sieht auf dem kleinen Ecktischchen Margarets geliebtes Herz-Jesu-Bild; eine Vase mit frischen Blumen steht davor, ganz wie ehemals... Es sieht fast aus, als wäre dies Zimmer nicht bewohnt, als wäre es ein Margaret-Museum. Aber nicht ein Museum, das man verschließt und selten betritt, nein, ein Museum, das man täglich mit Liebe besucht. Ganz weich wird es der alten Frau ums Herz. Doch da öffnet sich die Türe, eine junge Frau mit einem überaus gütigen Ausdruck in den Augen tritt ein. Beim Anblick der fremden Dame stutzt sie — doch nur einen Augenblick währt ihr Befremden. Dann huscht's wie ein Erkennen über ihre feinen Züge, ein freudiger Glanz kommt in ihre Augen. Eilig kommt sie auf Frau Bergen zu und beugt sich über ihre Hand. „Mutter, liebe Mutter, wie freue ich mich, daß Sie gekommen sind. Wie danke ich Ihnen!“ Frau Bergen ist alles wie ein Traum. Sie findet keine Worte. Doch die junge Frau hilft ihr. Mit feinem Takt erkennt sie, daß die alte Dame sich beschämt fühlt. So spricht sie schnell vom Lenerl, dem es gottlob besser geht. „Wir hoffen, daß das Schlimmste überwunden ist“, sagt sie mit ihrer ruhigen, wohlklingenden Stimme. „Sie hat heute nacht ein wenig geschlafen, und das Fieber ist sehr heruntergegangen. Augenblicklich liegt sie ganz vergnügt und still in ihrem Bettchen.“ Und sie führt die alte Dame ins Nebenzimmer, wo die zwei weißen Bettlein nebeneinander stehen wie damals. Auch hier ist nichts verändert. Nur daß außer dem großen Muttergottesbild über den Bettchen der Kinder auch noch das Bild ihres toten Mütterleins hängt, umgeben von einem Kranz Immortellen... Alles ist so lieb gerichtet, man fühlt, man spürt überall eine zartfühlende, edle Frauenhand. Frau Bergen ist noch immer nicht instande zu reden. Sie beugt sich stumm über das Bettchen des Kindes, das glücklich die Arme um den Hals der Großmutter schlingt. „Großmama! Wie schön, daß du auch da bist!“ Da stürzen die hellen Tränen aus den Augen der alten Frau. Sie läßt sich niederfallen auf einen Sessel und bedeckt ihr Gesicht mit beiden Händen. Die Erregungen der letzten Stunden — der letzten Minuten — sind zu groß gewesen. O wie erkennt sie plötzlich, daß sie hart und lieblos gewesen, so hart und lieblos! Ihr Schmerz um die tote Tochter hat sie ungerecht gemacht. Wie sehr hat sie Margarets Nachfolgerin gekränkt und beleidigt, und wie kommt ihr heute die junge Frau entgegen? Wahr! diese „Fremde“ nicht viel schöner das Andenken der Toten wie sie? Und wie sie auf das Bild der Tochter schaut, das dort ihr gegenüber an der Wand hängt, da ist's ihr, als höre sie Margarets liebe Stimme ihr sagen: „Meiner Kinder treubeforgtes zweites Mütterlein soll auch deine Tochter sein, liebe Mutter. Nimm sie an dein Herz, sie ist es wert...“

Die junge Frau ist unterdessen leise aus dem Zimmer geschlüpft. Doch schon bald kommt sie wieder und tritt auf die alte Dame zu: „Sie werden hungrig und schwach sein nach der langen Reise“, sagte sie einfach, „würden Sie nicht gern eine Stärkung zu sich nehmen? Ich habe schon alles gerichtet.“ Doch da fühlt sie zwei Arme sich um ihren Nacken legen. „Liebes, liebes Kind“, hört sie Frau Bergen sagen, „Sie haben mir soeben gedankt, nein, ich muß Ihnen danken, von ganzem Herzen danken — und um Vergebung bitten. Jetzt weiß ich es — meine Margaret selbst ist es gewesen, die Sie in dieses Haus, an diesen Platz geführt hat.“

An diesem Tage ist Frau Bergen von den Toten auferstanden. Immer inniger haben die zwei Frauen sich aneinander angeschlossen, Margarets Nachfolgerin ist ihr wirklich eine liebende Tochter geworden. Die tiefe Frömmigkeit der jungen Frau hat auch Frau Bergens erkaltetes Herz neu erwärmt mit wahrer Gottesliebe. Klein Lenerl aber, die, obwohl erst sieben Jahre alt, doch schon sehr verständig war und wohl so manches geahnt hatte, zog in den Tagen der Genesung einmal ihrer Großmutter weißes Haupt zu sich hernieder und sagte ganz leis: „Großmama, weißt du, daß ich immer gebetet hab, daß du doch auch einmal zu uns kommst? Und siehst du, nun hat mich der liebe Gott erhört. Er hat mir die Krankheit geschickt, damit du zu uns kommst, gelt?“ — „Ja, Liebling, der liebe Gott hat dich erhört“, sagte Frau Bergen tief bewegt. „Er hat dein Großmütterlein zu neuem Leben erweckt.“

Verlobung.

„Verlobung im Hause!“ Ein Fest der Freude, aber es bringt auch für die Mutter und Hausfrau eine Menge von Mühe und Arbeit, und ganz gewiß liegt sie manche Nacht mit wachen Augen, weil sie sich alle durch den Kopf gehen läßt, die zu diesem Tage geladen werden müssen. Denn zu solcher Feier besinnen wir uns auf alle, die zu uns gehören. Die Hausfrau setzt ihren ganzen Stolz darein, Verwandte und Freunde im eigenen Heim gefellig vereinen zu können, dabei spielt aber, wie immer bei solch feierlichen

Angelegenheiten, die Bewirtung keine unbedeutende Rolle. Steht nicht gar oft wie ein Gespenst drohend eine lange Zahlenreihe vermehrter Ausgaben hinter dieser Freude? Doch nein, liebe Hausfrau, sei überzeugt, daß es in erster Linie darauf ankommt, daß es gemütlich bei dir ist, daß deine Gäste sich wohlfühlen, daß sie nicht an deinen abgehetzten Miene sehen, wieviel Mühe ihr Zugesen sein dir verursacht und daß sie sich verpflichtet fühlen, möglichst bald wieder aufzubrechen. Darum heißt es: zeitig vorbedenken und vorbereiten. Die Einladungen müssen früh genug ergehen, damit man weiß, für wieviel Gäste man sich einrichten muß, dabei halte man den Küchzetteln so, daß auch ein und zwei unerwartete Gäste nicht unser ganzes Programm über den Haufen werfen können. Im allgemeinen ist es ratsam, bei allen häuslichen Festen folgende Punkte zu beachten:

1. Man gehe bei keiner Festlichkeit über seine Verhältnisse, befunde aber bei aller Natürlichkeit und Einfachheit guten Geschmack bei dem, was man bietet und wie man es bietet, dann kann man selbst mit geringen Mitteln hübsche Erfolge erzielen;

2. richte man den Küchzetteln so ein, daß man sich seinen Gästen möglichst viel widmen kann. Notwendig ist, daß der geplagten Hausfrau zwischen Kaffee und Abendisch ein Stündlein bleibt, das ganz allein ihr gehört, dann erscheint sie am Abend wieder erfrischt, und das trägt ganz bestimmt sehr viel zur guten Stimmung der Allgemeinheit bei. Da man gerade diesen Tag gerne auf einen Sonntag verlegt, weil die meisten einem Besuche nachgehen, am Sonntag aber frei und viel unbeschwerter von Alltagsorgen sind, richte man alles so, daß die Mutter gemeinsam mit dem jungen Paare den Gottesdienst besuchen kann. Die Mehrzahl der Gäste sind ja, gerade bei der Verlobung, zu einer Hauptmahzeit geladen, nur Auswärtige und die Allernächsten wird man den ganzen Tag zu versorgen haben, und danach muß sich der ganze Speiszetteln richten, die Hausfrau wird sich aus dem folgenden Vorschlag das aussuchen, was ihr für ihre Verhältnisse richtig erscheint, muß aber je nach Gästezahl bei den hier angegebenen Maßen ab- und zugeben. (Die Rezepte sind für 10—12 Personen berechnet.)

Mittags: Puddingsuppe; umlegter Spargel auf flämische Art; Filetschnitten mit Frühlingsplatte; Kompott; Erdbeertorte.

Abends: Spargelsuppe; Fischsuppe (kann auch weglassen); gebadener Kalbstopf mit Kohlrabijalat; Granit in Gläsern und leichtes Gebäck. Als Getränk ließe sich eine Maibowle empfehlen.

Puddingsuppe. Diese Suppe wird schon am Vortage nebst der Einlage vorbereitet. Man kauft einen schönen Kalbstopf, der vom Metzger aus schon ganz weiß geliefert werden muß, brüht ihn, beint ihn aus und gibt ihn zumammengerollt und umbunden mit 4 Liter Wasser, dem nötigen Salz, allen Suppenkräutern und einer Zwiebel nebst dem Knochen zum Feuer und kocht ihn weich. Die Brühe wird mit etwas Maggwürze abgeseiht und bis zum andern Tage, natürlich gefeilt, kalt gestellt, der Kalbstopf, der das Hauptgericht der Abendtafel am Festtage bildet, wird von der Schnur befreit, Hirn und Zunge sorgsam ausgelöst, das Fleisch ausgebreitet und bis zum andern Tage beiseite.

Die Suppenetlage. 1 Pfund Kalbsgefäße wird sauber gereinigt, gebrüht, in Salzwasser abgekocht, abgekühlt und durch die Fleischhadmaschine gegeben. 4 Milchbrötchen hat man abgerieben, in Milch eingeweicht, ausgebräut, mit etwas Butter, fein gewiegter Zwiebel und Persille gedämpft, dazu gibt man das Durchgedrehte, gibt 2—3 Eigelb, Salz, Mustatnuß und abgeriebene Zitronenschale nebst dem Eierschnee dazu, füllt dies in eine gebutterte Form und kocht es 1 Stunde im Wasserbad. Man kann die Masse ebensogut auf ein gebuttertes Blech geben, muß sie aber dann mit Semmelbröseln etwas fester machen, baden, erkalten lassen und erst am nächsten Tag in Stücke (Vierecken) schneiden und kurz vor dem Servieren in die kochende heiße Suppe geben. Auch der Pudding wird erst am andern Tage geschnitten (in feine Scheibchen oder Würfel, und in der Suppe serviert).

Umlegter Spargel auf flämische Art. Zur Umlage hat man am Vortage so viel Weißbrotschnitten geröstet, als man Tischgäste hat (1 bis 2 mehr schadet nicht!) und gibt sie erkalten in eine gut verschlossene Büchse. Köschen von einem großen Blumenkohl und 1 Pfund in 5 cm lange Stücke gebrochene Spargel kocht man in Salzwasser ab. Inzwischen bereitet man in einem hohen Topf, der in kochendem Wasser steht, aus 70 Gramm Mehl, mit Wasser glatt verrührt, einer Tasse Spargelbrühe (Blumenkohl und Spargelwasser nebst Abfällen für die Abendsuppe aufheben!), einem Viertelliter Apfelwein, einem Stückchen zerlassener Butter und 2 Eigelb unter stetem Schlagen eine cremartige Soße, die man erst beim Anrichten über Spargel und Blumenkohl gibt, die hübsch angeordnet auf einer Schüssel liegen. Inzwischen hat man rasch Rührei aus 6 Eiern bereitet, etwas Schinken fein gewiegt, je 1 Eßlöffel Rührei auf die vorbereiteten Semmelscheiben gegeben, darüber Schinken und geriebenen Hartkäse gestreut, die Scheiben dicht nebeneinander auf ein Blech gesetzt, einige Minuten in die heiße Röhre geschoben und sofort die Spargelplatte damit umlegt und beides heiß serviert.

Filetschnitten. Man rechnet hierfür pro Person 150 Gramm Fleisch ohne Knochen. Von einem gut abgelagerten Filet schneidet man dicke, runde Scheiben, klopft sie, bestreut sie mit Salz und Pfeffer, legt sie in zerlassene Butter, sobald diese anfängt zu steigen, und läßt sie auf beiden Seiten je 10 Minuten braten, gibt beim Umwenden (das nicht mit der Gabel, sondern mit einem Schaufelchen geschehen darf) sehr fein gewiegte Kräuter wie Petersilie, Thymian, Basilikum und Schalotten dazu, nimmt die Schnitten heraus und legt sie auf eine sehr heiße Schüssel, die man gut verdeckt heiß stellt; nun gießt man einige Löffel gute Brühe zur Butter und den Kräutern, läßt dies kurz aufkochen, gibt etwas sauren Rahm dazu und gießt die schmackhafte Soße über die Schnitten.

Frühlingssplatte. Man bereitet je 1 Pfund junge Bohnen, Pflückerbsen, gelbe Rüben, Sprosskohl, einige Kohlrabi, jede Gattung und Form so natürlich wie möglich, läßt neue Kartoffelchen auf allen Seiten anbraten,

gibt diese in die Mitte der Platte, bestreut sie mit etwas fein gewiegter Petersilie, ordnet die Gemüse häufchenweise darum und stellt zu beiden Seiten der Platte Glaschalen mit Kompott auf.

Erdbeertorte. Kuchenboden und die nötige Marmelade aus Gartenerdbeeren (Ananas) stellt man am Vortage her, den Kuchen aber macht man am Festtage selbst fertig. Aus 150 Gramm Kunstbutter, 150 Gramm Zucker, 2 Eiern, 1 Prise Salz, 375 Gramm Mehl, 4 Eßlöffel Milch und $\frac{1}{2}$ Backpulver bereitet man einen zwar sparsamen, aber sehr guten Würsteig, der für 2 große Tortenbleche ausreicht. Man verfeht die Kuchenböden je mit einem 2 cm hohen Rand, durchsticht sie öfter mit einer Gabel und bäckt sie zu goldgelber Farbe. Zu gleicher Zeit läßt man 2 Pfund Gartenerdbeeren mit 375 Gramm Zucker die Kochen und stellt auch dies zur Seite bis zum nächsten Tage. Am Morgen des Festtages belegt man nun die Kuchenböden mit schönen, ausgesuchten Erdbeeren, streicht sorgsam auf jeden die Hälfte der Marmelade, diese soll nicht die auf den rohen Früchten liegen, sondern nur die Zwischenräume ausfüllen und wie ein Hauch auf den Früchten sein. Will man den Kuchen noch feiner, kann man einen Rand aus Schlagrahm aufspritzen.

Spargelsuppe. Blumenkohl- und Spargelwasser, das man nicht zu scharf gemacht hat, ergeben die Abendsuppe. Man bereitet aus 100 Gramm Kunstbutter und ebensoviele Mehl eine helle Schwitze, die man mit Spargelwasser aufkocht. Da hinein gibt man alle Abfälle von Spargel, den Blumenkohlstrunk (der in der Brühe schon abgekocht ist), auch die übriggebliebenen Gemüsereste von Mittag, läßt alles durchkochen, passiert es, schmeckt es mit etwas Rahm ab, legiert mit Eigelb und richtet die Suppe über geröstete Semmelwürfelchen an.

Fischsuppe (sehr ausgiebig!).

1 Pfund Fisch hat man schon am Vortage in etwas Essig, Wasser, Salz und Zwiebeln gar gekocht und läßt ihn in der Brühe liegen. Es läßt sich jede Art Fisch verwenden. Will man sich die Arbeit am Morgen des Festtages ersparen, dann bereitet man die Fischsuppe noch am Abend vorher. Zu diesem Zwecke kocht man für 12 Personen 3 Pfund Kartoffeln, wässert einige Sardellen, kocht 2 Eier hart, auch 2—3 rote Rüben sind nicht zu verachten. Die geschälten, geschnittenen Kartoffeln mischt man nun mit den von Gräten befreiten, kleineren Sardellen, den fein gewiegten Sardellen und Zwiebeln, Salz, Pfeffer, Essig und viel Del. Zu $\frac{1}{2}$ Liter Fischbrühe hat man nun 15 Gramm aufgelöste Gelatine gegeben, schmeckt sie pikant ab, läßt die Brühe nun nochmals einige Male aufkochen, seigt sie durch, entfettet sie, nachdem sie erkaltet ist, stellt sie nun wieder etwas warm, daß sie flüssig wird, und gibt sie unter obige Masse. Eine runde, glatte Form hat man kalt ausgespült, belegt den Boden mit Eischeiben, den Rand mit marinierten Scheiben der roten Rüben und füllt nun den Salat ein. Er wird einige Zeit vor dem Servieren gestürzt, indem man die Form ganz kurz in heißes Wasser hält. Dieses Gericht erfreut Augen und Gaumen. Hat man schon ein Mittagessen gegeben und nur noch wenig Gäste zum Abend, genügt dieser Gang als Hauptgericht, man gibt den Kalbskopf dann am andern Mittag.

Gebadener Kalbskopf: Man schneidet von dem schon gekochten Kopf gleichgroße Stücke, die Zunge in 1 cm dicke Scheiben, salzt sie und beträufelt sie mit Zitronensaft, läßt sie kurze Zeit stehen und wendet sie dann in Mehl, nacher in Ei und Brösel und bäckt sie in heißem Fett auf beiden Seiten, was bald geschehen ist. Das sauber gerichtete Hirn hat man einige Stunden in eine Marinade von Zitronensaft, etwas Del, Pfeffer und Salz gelegt, läßt es abtropfen, bereitet von frischgerösteten Weißbrotschnitten auf der Platte einen erhöhten Sockel, legt das Hirn mit Petersilie garniert darauf und stellt die gebadenen Scheiben, hübsch mit Zitronenschnitzchen garniert, ringsum. Es läßt sich auch warmes Gemüse dazu geben, pikanter aber schmeckt dazu folgender neuartiger Salat:

Kohlrabifalat. Man rechnet pro Person ungefähr 2 kleinere Kohlrabi. Diesel werden geschält, in nicht zu dünne Scheiben geschnitten und in einem Sud von 1 Liter Wasser, $\frac{1}{8}$ Liter gutem Weinessig und etwas Zucker weich gekocht. Sie dürfen aber nicht so weich werden, daß sie zer-

fallen, die Scheiben müssen ganz bleiben. Erkalte gibt man sie in die Salatschüssel, bereitet eine einfache Eiersoße (man schlägt 2 Eigelb, $\frac{1}{8}$ Liter Del, 2 Löffel Zitronensaft, etwas Salz und 5—6 Löffel von dem Sud im Wasserbade zu schaumiger Masse, läßt sie aber nicht ganz ins Kochen kommen), die man erkalte über die Kohlrabi gießt, und das Ganze stellt man bis zum Gebrauch noch recht kalt.

Granit in Gläsern. 50 Gramm Stärkemehl oder Mondamin rührt man mit etwas Milch glatt. 1 Liter Milch bringt man mit einem Stückchen Butter zum Kochen, läßt das verrührte Mehl einlaufen und kocht das Ganze zu didem Brei: Vorher hat man schon 2 Eigelb mit 100 Gramm Zucker und einem Gläschen guten Likör schön abgerührt, gibt dies unter stetem Rühren an die Masse, die man noch einmal aufwallen läßt; ist diese abgekühlt, gibt man den Schnee der Eier dazu, gibt darunter frische, entseimte Kirschchen, die man kurz in Zuckerwasser mit einem Schuß Rum gedünstet hat, und füllt damit 12 Kelchgläser.

Eine Maibowle wird wohl allgemeinen Beifall finden; will man die Geister etwas dämpfen, wäre sie auf folgende Art zu empfehlen: Man rechnet meist pro Flasche Getränk einen Büschel Waldmeister, bindet diesen an einen Faden und läßt nur die Blättchen in den Wein hängen. Das Quantum ist hier schwer zu bestimmen, da man die Trinkschmeckigkeit der Gäste nicht kennt, doch rechne die Hausfrau auf jede Flasche Wein eine Flasche Mineralwasser, das aber erst kurz vor Gebrauch dem fertig gebrauten Maibowle zugesetzt werden darf. Hat der Wein genügend Aroma, dann entfernt man den Waldmeister und süßt jetzt erst nach Geschmack.

Wohlfeiles Backwerk, das man schon einige Tage vorher bereiten kann:

Linzer schnitten mit Schokoladeguß. 280 Gramm Kunstbutter rührt man schaumig, fügt 280 Gramm gestohlenen Zucker mit Vanilleschmack, den Saft einer Zitrone, 2 Eßlöffel kaltes Wasser, das abgeriebene einer halben Zitrone, 280 Gramm Mehl, etwas Zimt, Gewürznelken und Neugewürz und 50 Gramm fein gewiegte Mandeln bei, knetet den Teig mit den Händen kurz ab, treibt ihn kleinfingerdick aus, legt ihn auf ein langes Blech und bäckt ihn bei mäßiger Hitze. Erst am nächsten Tage schneidet man verschobene Vierecke aus, die man mit Schokoladegläsur überzieht. Man kann auch gleich die Vierecke vom Teig mit Rädchen abschneiden, baden und noch heiß mit Schokoladeguß bestreichen.

Bamberger Kuchen (vorzüglicher Kaffeekuchen, der sich lange frisch erhält). 140 Gramm Butter oder Kunstbutter bröckelt man mit 140 Gramm Mehl ab, gibt 70 Gramm gemahlene Haselnüsse, 100 Gramm Zucker, 1 Eigelb, Saft und abgeriebene Schale einer halben Zitrone und einen Eßlöffel sauren Rahm dazu, mischt alles leicht zusammen, schneidet

den Teig in 3 gleiche Stücke, treibt diese zu runden Blättern aus, bestreut eines davon mit grob gehackten Haselnüssen und Hagelzucker und bäckt sie alle 3 einzeln bei nicht zu starkem Feuer. Man setzt dann die 3 Blätter mit guter Marmelade zusammen, das bestreute Blatt als oberstes.

Propheetenringlein. 140 Gramm Butter oder Rama treibt man flaumig ab, gibt 70 Gramm Zucker mit Orangengeruch und 170 Gramm Mehl dazu, macht das Ganze auf dem Brette schnell zu Teig, treibt ihn aus, sticht runde Plätzchen und ebenso viele Ringe aus, bestreicht die ersteren mit Ei, legt auf jedes einen Ring, bestreicht diesen mit leichtem Schnee, bestreut den Schnee die mit Zucker, spritzt über diesen etwas Wasser, bäckt die Ringlein und gibt dann in die Mitte eines jeden etwas Johannisbeere- oder Himbeergelee.

Etagentorte. Diese Torte ist speziell für größere Familienfeste, wie für Verlobungen, grüne, silberne oder goldene Hochzeiten usw. als Tafelschmuck zu empfehlen. Sie besteht aus dem Boden, einer mittleren und einer kleineren Torte.

1. Boden. 80 Gramm Zucker rührt man mit einem ganzen Ei und 2 Eßlöffel süßem Rahm ab, gibt dazu 100 Gramm Butter, etwas Vanillezucker, fügt 200 Gramm feines Mehl, das mit einem halben Päckchen Backpulver vermischt ist, dazu, bäckt diese Masse in einer gut gebutterten, großen Tortenform hellgelb.



Nr. 6102. Vierseitige Wäsche garnitur mit Hochstickerei u. Hohlstanmverzierung.

Der Prinzunterrock, der dieselbe Stickereiverzierung wie das Taghemd hat, ist nicht abgebildet.

Die gebrauchsfertigen Schnittmuster zu dieser Wäsche garnitur sind zu beziehen durch den Schnittmusterverlag Cl. Traub in Munderkingen an der Donau (Württemberg) gegen Voreinsendung des Betrages für Muster und Porto durch Zahlkarte auf das Postfachkonto Nr. 8452 in Stuttgart oder gegen Nachnahme, und zwar für das Taghemd 25 Pfg., für das Nachthemd 30 Pfg., für das Beinkleid 25 Pfg. und für den Prinzunterrock 45 Pfg.

Die naturgroßen Bälgenmuster zu dieser Wäsche garnitur sind zu beziehen durch die Musterabteilung der „Monika“ in Sigmaringendorf (Hohenzollern) gegen Voreinsendung des Betrages für Muster und Porto durch Zahlkarte auf das Postfachkonto der Schriftleitung der „Monika“, Nr. 22860 in München, oder gegen Nachnahme, und zwar für das Taghemd 40 Pfg., für das Nachthemd 45 Pfg., für das Beinkleid 30 Pfg. und für den Prinzunterrock 40 Pfg.



Nr. 6103. Einfaches Hauskleid mit Taschen.

Nr. 6104. Hauskleid mit bunter Garnierung.

Die gebrauchsfertigen Schnittmuster zu diesen Hauskleidern sind zu beziehen durch den Schnittmusterverlag Cl. Traub in Munderkingen an der Donau (Württemberg) gegen Voreinsendung von 80 Pfg. für jedes Muster und Porto durch Zahlkarte auf das Postfachkonto Nr. 8452 in Stuttgart oder gegen Nachnahme.

2. Mittlere Torte. 150 Gramm Butter werden flaumig gerührt, langsam 250 Gramm Puderzucker und 3 Eigelb unter stetem Weiterrühren dazugegeben, 100 Gramm geschälte, gemahlene Mandeln, 2 Eßlöffel starker Rum oder Rirschgeist, eine Obertasse (ein knapper Viertel Liter) Milch und 300 Gramm Mehl, das gut mit einem Backpulver vermischt ist. Von dieser Masse bäckt man 3 Böden, die aber kleiner sein müssen als der erstgebundene Boden, da von diesem ein ungefähr 4—5 cm breiter Rand bleiben und vorstehen soll. Man setzt die kalt gewordenen 3 Blätter mit folgender Fülle zusammen: 100 Gramm Vanilleschokolade kocht man mit 70 Gramm Zucker und einem Zehntelliter Wasser dicklich, rührt fortwährend, bis sie kalt ist, rührt 2 Eigelb und nach und nach ein knappes Viertel Liter Schlagrahm dazu und streicht es auf 2 der Tortenblätter.

3. Oberste Torte. 70 Gramm Butter werden mit 35 Gramm Zucker gerührt, dazu viel Vanillegeschmack, 70 Gramm Mehl und 35 Gramm geschälte, fein geriebene Haselnüsse. Von diesem Teig werden 3 Blättchen von gleicher Größe ausgewellt, einzeln gebaden und dann mit feiner Marmelade zusammengeleimt. Man bestreicht nun den ersten großen Boden nur so weit, als die mittlere Torte Platz einnimmt, mit guter Aprikosenmarmelade, setzt die mittlere Torte darauf und drückt sie gut an. So verfährt man nun auch mit der kleinsten Torte und überzieht dann das Ganze mit Vanilleglasur. Dazu rührt man 300 Gramm Staubzucker in einer Messingpfanne auf dem Feuer, bis er heiß ist, aber nicht schmilzt, gießt sofort schnell so viel kochendes Wasser dazu, daß er sich auflöst und dickflüssig wird. Ist er nicht mehr kochend heiß, gibt man einen Löffel voll Vanille-Elixir dazu und läßt die Glasur vorsichtig über die Torte laufen, wobei man mit einem Messer oder Pinsel nachhilft. Die freien Ränder des untersten Bodens und das oberste Tortchen werden nun geschmackvoll mit verschiedenen Blumenmustern mittels landierten Früchten, mit Gold- oder Silberperlen, Myrten und so weiter verziert.

Ist die Torte für ein Jubiläum bestimmt, so kann man auf der Torte die Zahl 25 oder 50 anbringen. R. W.

Gut bürgerliche Wäscheausstattung.

Antwort auf einige Anfragen.

Die nachfolgend aufgezählte Wäsche gibt eine schöne, solide Ausstattung für gut bürgerliche Verhältnisse. Für einfachere Verhältnisse genügt oft die Hälfte der angegebenen Wäschestücke, auch wird man statt Leinen oder anderem weißen Wäschestoff meistens die haltbaren und nicht so sehr schmutzenden hellfarbigen Baumwollstoffe (Wiber) verwenden, Stiderei und Spigenverzierung weglassen, statt Nachthemden nur solide Nachtsachen nehmen usw.

1. Für den Sommer: 12 kräftige, einfache Hemden aus Leinen oder Hemdentuch mit Langetten oder einfachen

Spizhen garniert. 6 bessere Hemden aus Leinen oder Hemdentuch mit Stidereiverzierung. 3 Paar einfache, kräftige Beinkleider. 3 Paar bessere Beinkleider. 6 einfache Nachtsachen aus Pelzpitze oder Finett. 6 bessere aus Wäschefatin, Bitte oder dergleichen, mit Stiderei. 3 einfache Nachthemden aus Hemdentuch, 3 bessere Nachthemden mit Stiderei. 6 Untertaillen aus Hemdentuch, mit Spizhen oder schmaler Stiderei.

2. Für den Winter: 6 Hemden aus Flodpitze oder Baumwollflanell, einfache Ausstattung. Dazu 6 Paar Beinkleider aus demselben Stoff oder aus Trikotstoff. 6 Nachtsachen aus Pelzpitze oder Flanell.

3. Ferner: 3 Röde aus Trikot oder Flanell für den Winter, 3 weiße Unterröde, 3 farbige Unterröde. 3 Wirtschaftsschürzen mit Aermeln, Baumwollstoff, 3 Wirtschaftsschürzen ohne Aermel. 1 schwarze Schürze. 10—12 Paar baumwollene Strümpfe, 6 Paar wollene Strümpfe. 3 Duzend einfache, starke Taschentücher und 1 Duzend feinere Batisttücher werden für einfachere Ausstattung genügen.

4. Tischwäsche nimmt man für den täglichen Gebrauch in starker Qualität. 1/2 Duzend Tischtücher mit 1 Duzend dazu passender Servietten, dann ebensoviele bessere, dann 1/2 Duzend Damasttücher mit Servietten für 6, 8 oder 12 Personen. 3—6 hübsche Läufer in verschiedener Form und Ausführung. 3 feine Kaffeedecken und 6 ebensolcher für den täglichen Gebrauch aus buntem Leinen, Baumwollstoff oder dergleichen komplettieren die Tischwäsche. Wenn man die täglichen Kaffeedecken je 3 und 3, egal in Farbe und Muster, nimmt, genügen zu jeder Art 6—12 Servietten; ein größerer Vorrat davon wäre unpraktisch, da sie sich ja doch wenig abnutzen.

5. Als Bettwäsche wird man folgendes benötigen: 1 Duzend einfachere und 1 Duzend bessere Oberbettbezüge, desgleichen Ueberschlagbetttücher; das zweite Duzend mit Spigen-Einsatz oder hübscher Stiderei. Betttücher braucht man ebenfalls 2 Duzend, Kopfkissen 3 Duzend einfache und 1 Duzend besser ausgestattete.

6. Wäsche für das Dienstbotenbett: 1/2 Duzend bunte Oberbettbezüge, 1/2 Duzend starke Betttücher und 1 Duzend Kopfkissenbezüge; je 2 zu den Oberbettbezügen passend, wird für einen Dienstboten ausreichend sein.

7. 1 1/2—2 Duzend starke Handtücher, 1—2 Duzend feine Handtücher, 1/2 Duzend Frottiertücher und 2 bis 3 Badetücher schließen sich der Ausstattung an Bettwäsche für den bessern Haushalt an.

Für Hemden und Beinkleider verwendet man mit Vorliebe gute Baumwollstoffe, die billiger als Leinen sind; für Bettwäsche kann man Leinen oder Baumwolle benutzen, je nach Belieben; für Tischwäsche ist in der Regel Leinen zu nehmen, nur die Kaffeedecken sind oft Baumwollstoff.

8. Die Küchenwäsche bemißt man reichlich und nimmt Teller-, Gläser-, Messertücher usw. genau getrennt. Sehr hübsch sind solche mit den passenden Abzeichen versehenen Tücher. 1 Duzend für das Porzellan, 1 Duzend Gläsertücher, 1/2 Duzend für die Bestede, 1 Duzend für Töpfe und Schüsseln, 1 Duzend zum Abwaschen und Reinigen der Waschgesehirre des Schlafzimmers und dergleichen, 1 Duzend zum Abtrocknen der Hände in der Küche, 1 Duzend verschiedene Wischtücher, sowie 1 Duzend Staub- und Spültücher. Für Küchentücher nimmt man am besten Grauleinen oder Halbleinen, für die Gläsertücher kann der Stoff weißrot kariert sein. Für die übrigen Wischtücher usw. genügt Baumwollstoff. Praktisch sind noch 6—10 Topfanfasser aus dunkeln Stoffe.

Nr. 6102. Vierteilige Wäschegarnitur mit Lochstiderei und Hohlsaumverzierung. Man arbeitet diese vornehme Wäschegarnitur auf Leinen oder guten Wäschestoff. Das sehr wirkungsvolle Muster zeigt kleine Bergkriemleinblüten in Plattlich- und zierliche Formen in Lochstiderei, verbunden mit feinen Hohlsäumen. Stoffverbrauch für Nachthemd 3,20 m, 100 cm breit; für Taghemd 1,50 m, 80 cm breit; für Beinkleid 1,40 m, 100 cm breit; für den Prinzehunterrod 2 m, 80 cm breit. Letzterer ist auf der Abbildung nicht ersichtlich. Er hat genau dieselbe Stidereiverzierung wie das Taghemd.

Verzeichnis der Muster zu Haus-Versehgarnituren.

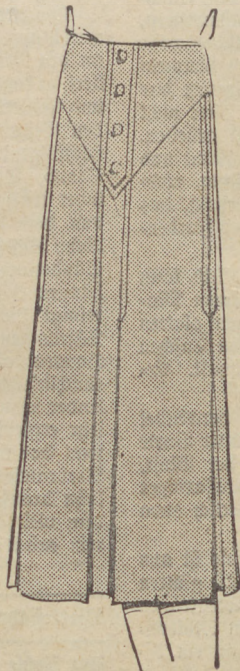
Zugleich Antwort auf verschiedene Anfragen.

1. Gestüde mit Trauben und Aehren, Martischuch mit Inschrift: „Mein Jesus, Barmherzigkeit“, dreiteilig, Stiel- und Plattlich. Pause 1.60 M.



Nr. 6105. Ruffenbluse mit Stidereiborte.

Das gebrauchsfertige Schnittmuster zu dieser Bluse ist zu beziehen durch den Schnittmusterverlag Cl. Traub in Munderkingen a. D. (Württemberg) gegen Voreinsendung von 50 Pfg. für Muster und Porto durch Zahlkarte auf das Postfachkonto Nr. 8452 in Stuttgart oder gegen Nachnahme.



Nr. 6106.

Moderner Stufenrock.

Das gebrauchsfertige Schnittmuster zu diesem Rock ist zu beziehen durch den Schnittmusterverlag Cl. Traub in Munderkingen a. D. (Württemberg) gegen Voreinsendung von 50 Pfg. für Muster und Porto durch Zahlkarte auf das Postfachkonto Nr. 8452 in Stuttgart oder gegen Nachnahme.

2. Ebstüde mit Passionsblumen, Altartischstuch mit Inschrift: „Mein Jesus, Barmherzigkeit“, dreiteilig, Stiel- und Plattstich, Pause 1.60 Mk.

3. Leichte Traubenbordüre an drei Seiten des Altartischstuches mit Inschrift: „Mein Jesus, Barmherzigkeit“, dreiteilig, Stiel- und Plattstich, Pause 1.60 Mk.

4. Leichte Traubenbordüre an drei Seiten des Altartischstuches mit Inschrift: „O Herr, ich bin nicht würdig, zu deinem Tisch zu gehen“, dreiteilig, Stiel- und Plattstich, Pause 1.60 Mk.

5. Leichte Traubenbordüre an drei Seiten des Altartischstuches, Mittelstück Lamm Gottes und Inschrift: „O Jesu, Lamm Gottes, erbarme dich unser“, dreiteilig, Stiel- und Plattstich, Pause 1.60 Mk.

6. Leichte Passionsblumenbordüre an drei Seiten des Altartischstuches mit Inschrift: „Wenn uns Herz und Auge bricht, dann, o Herr, verlaß uns nicht“, dreiteilig, Stiel- und Plattstich, Pause 1.60 Mk.

7. Ebstüde mit Trauben an dem Altartischstuch, Mittelstück, Herz Jesu, mit Spruchband an den vier Ecken: „Jesu, dir leb' ich, Jesu, dir sterb' ich, Jesu, dein bin ich tot und lebendig“, dreiteilig, sehr reiches Muster, Stiel- und Plattstich, Pause 2 Mk.

8. Ringsumgehende Rosenblätterbordüre mit Kreuz und Inschrift auf dem Altartischstuch: „Mein Jesus, Barmherzigkeit“, dreiteilig, reiches Muster, Stiel- und Plattstich, Pause 1.60 Mk.

9. Ringsumgehende Rosenbordüre auf dem Altartischstuch, Mittelstück mit Kelsch und Hostie und zwei anbetenden Engeln, ohne Schrift, dreiteilig, sehr reiches Muster, Stiel- und Plattstich, Pause 2 Mk.

10. Nr. 4998. Ringsumgehende Vintenbordüre (modernes Muster) auf dem Altartischstuch Mittelstück Kelsch mit Hostie, Kreuz und A O. mit Inschrift: „Mein Jesus, Barmherzigkeit“, vierteilig, Stiel- und Plattstich, Pause 1.80 Mk.

11. Ebstüde mit Trauben und Aehren, Altartischstuch mit Inschrift: „Mein Jesus, Barmherzigkeit“, dreiteilig, Stiel- und Plattstich, Bügelmuster für Beserhgarnitur mit zwei großen Ecken für die Tischdede 2.10 Mk., mit vier großen Ecken für Tischdede 2.80 Mk.

12. Ebstüde mit Trauben und Weinlaub, Altartischstuch mit Inschrift: „Mein Jesus, Barmherzigkeit“, drei- oder vierteilig, Ausschnittstiderei; Bügelmuster für dreiteilige Garnitur 2.80 Mk., für vierteilige Garnitur 3.10 Mk.

13. Nr. 5526. Ebstüde mit Passionsblumen und Kreuz, auf dem Altartischstuch Inschrift: „O Jesus, du Lamm Gottes, erbarme dich unser“, dreiteilig, Kreuzstichtiderei, Zählmuster (nicht Bügelmuster!) 1.10 Mk.

14. Ebstüde mit Trauben und Aehren, Altartischstuch mit Inschrift: „Mein Jesus, Barmherzigkeit“, dreiteilig, Kreuzstichtiderei, Zählmuster (nicht Bügelmuster!) leibweise 60 Pfg.

Zu sämtlichen hier angeführten Preisen kommen dann noch die Zustellungskosten.

Hauskleider.

Frauen, die zu Hause nachlässig und im Beruf unzweckmäßig gekleidet sind, geben sich selbst eine Blöße. Zu jeder Arbeit das geeignete Kleid und nicht etwa im ausrangierten Gesellschaftskleid die Säuberung der Wohnung vornehmen oder das Diktat eines Stenogramms auf die Schreibmaschine übertragen. Da es bei der Hausarbeit nicht zu umgehen ist, daß man seine Kleider beschnürt, müssen diese sehr einfach in der Machart und von waschbarem Material sein. Es gibt Hausfrauen, die, wie die Krankenschwestern, nur Waschlkleider tragen. Das sind die praktischen, deren Handlungsweise nachahmenswert ist. Ein bequemes sitzendes Kleid mit halblangen Ärmeln ist für die Jugend, oder mit leicht hochzukrempelnden für ältere Frauen das einzig Richtige. Mit den eben geschilderten Kleidern kann man aber nicht außerhalb seiner vier Wände in der Schule, im Büro, im Geschäft arbeiten. Hier kommt neuerdings wieder Rod und Bluse zur Geltung. Rod und Bluse ist das Praktische, was man für solche Zwecke empfehlen kann, niedlicher sieht ein ganzes Kleid aus, das man aus dem Material herstellt, das die Mode jeweils bringt. Heute sind es Tweeds in allen möglichen Farbenzusammensetzungen und Qualitäten.

Nr. 6103. **Einfaches Hauskleid mit Taschen.** Dieses Hauskleid kann für die wärmere Jahreszeit aus gestreiftem Zephir, für die kälteren Monate zweckmäßig aus Flanell gearbeitet werden. Die Bluse wird dem glatten Rod aufgesteppt und läuft vorne spitz aus. Die beiden ausgelegten Taschen erweisen sich für ein Hauskleid als besonders praktisch und vorteilhaft. Erforderlich etwa 4 m Stoff, 80 cm breit.

Nr. 6104. **Hauskleid mit bunter Garnierung.** Hierfür verwendet man einfarbigen Wolltreppe und garniert mit harmonisierender bunter Borte oder buntem Besatz, sowohl am Halsausschnitt, dem Vorderteil der Bluse, wie auch an den Ärmeln und dem unteren Rodrand. Ein dunkelfarbiger Ledergürtel hält das Kleid in der Taille lose zusammen. Erforderlich etwa 3,30 m Stoff, 100 cm breit.

Nr. 6105. **Russenbluse mit Stidereiorte.** Die hübsche Bluse ist aus Baßjeide hergestellt und mit einer blauen gestickten Borte besetzt. Die glatten Blusenteile schließen vorn festlich unter der Blende, die sich als Stehragen fortsetzt. Der Gürtel ist aus blauem Leder. Auch die Ärmel zeigen Stidereiabschluß, der am Schlitze aufwärts steigt. Für die Stiderei kann ein beliebiges, schmales Börtchen verwendet werden. Erforderlich etwa 1,50 m Stoff, 100 cm breit.

Nr. 6106. **Moderner Blusenrod.** Dieser Rod wird auf der Hüfte geschlossen. Die geraden Bahnen mit eingelegten, zur Hälfte festgesteppten Falten setzt man an die Passe, die vorn stark verlängert ist. Hier bringt man eine breit abgesteppte Platte auf und besetzt sie mit passenden Knöpfen. Erforderlich für Größe 44 etwa 1,65 m Stoff, 130 cm breit.

Die Myrte.

Die Myrte ist durchaus nicht, wie man nach ihrem zierlichen Laubwert vermuten könnte, eine empfindliche Pflanze, obwohl sie ein Kind des Südens ist. Sie verlangt nur frische, freie Luft. Darum fühlt sie sich am wohlsten, wenn sie im Sommer an einem etwas geschützten Ort im Garten oder auf einem nicht zugigen Balkon steht. Nötigenfalls kann sie auch im Zimmer am Fenster stehen, wenn es häufig geöffnet wird. Im Winter ist sie am besten in einem kühlen, aber frostfreien, hellen Raum aufgehoben. Zu nah gehaltene Myrten bekommen leicht gelbe Blätter. Nur während der Blütezeit und bei starkem Wachstum verlangt die Myrte viel Feuchtigkeit. Zu anderen Zeiten, zumal im Winter, darf nur mäßig gegossen werden. Trockenheit jedoch verträgt sie gar nicht. Zu warm und zu dunkel gehalten, treiben die Pflanzen gelbe Triebe und werden bald vom Ungeziefer befallen.

Die Myrte ist sehr leicht durch Stecklinge, die während des ganzen Jahres, am sichersten im Frühjahr und Sommer, geschnitten werden können, zu vermehren. Man wählt dazu fingerlange Triebspitzen, die man in ein Arzneiglas mit ziemlich weiter Öffnung steckt, das mit Wasser gefüllt ist. Hier bewurzeln sie sich sicher, allerdings erst nach Wochen. Man kann die Stecklinge auch an den Rand eines größeren Topfes in recht sandige Erde stecken und mit einer Glasglocke bedecken. Mitunter bilden sich auch die Wurzeln ohne einen solchen Schutz. Sobald die Stecklinge sich gut bewurzelt haben, werden sie in kleine Töpfe mit guter, nahrhafter Erde verpflanzt. Erst wenn sie einen kräftigen Trieb gemacht und den Topf vollständig durchwurzelt haben, werden sie in größere Töpfe umgesetzt, und zwar diesmal in eine recht kräftige, bindige Erde.

Bald nach dem Verpflanzen werden die Myrten beschnitten, um die gewünschte Form zu erzielen. Hochstämmchen erhält man auf folgende Weise: zunächst werden die jungen Pflanzen an einen Stab geheftet. Die Seitentriebe werden vorerst nicht entfernt, sondern nur entspißt, wenn sie zu mächtig werden. Sie helfen den Stamm ernähren und kräftigen. Läßt man einem jungen Stedling sämtliche Seitentriebe ungekürzt, so entwickelt er sich zur Pyramide. Später muß man natürlich diese Form durch einen leichten Schnitt zu erhalten suchen. Einen Busch erhält man, wenn man den Haupttrieb zurücknimmt. Allerdings entfalten solche Büsche, die zu viel im Interesse ihres Wachstums geschnitten werden, keine Blüten. Dagegen blüht die kleine Form (*Myrtus nana compacta*) und die von ihr stammende Königsberger Brautmyrte den ganzen Sommer. Beide erfreuen durch eine große Anzahl lieblicher weißer Blüten.

„Freischhaltung.“

Die billigste Hilfe beim Frühjahrsreinemachen.

Alljährlich geht die Hausfrau an die unvermeidliche, ungemütliche Arbeit des Großreinemachens mit einer gewissen Zaghaftigkeit heran; in diesem Jahre aber noch zaghafter als sonst, denn das Scheuerfest stellt allerlei Anforderungen an die Hausstandskasse, und Geld ist, ach, knapper als je. Wer die Kosten des Reinmachens verbilligen will, sichere sich dabei als „Mädchen für alles“ die sparsamste Hilfskraft, die es gibt, nämlich den allbeliebtesten deutschen Möbelputz „Glanzrein“. Eine kleine Flasche Glanzrein ist wirklich eine Art Sparbüchse. Hunderttausende von Hausfrauen wissen das schon. Den vielen aber, die auch heute das Putzmittel noch nicht erprobt haben, möchten wir sagen, was es ist und leistet.

Glanzrein ist ein flüssiges Putzmittel zur Pflege der ganzen Wohnungseinrichtung. Es ist einzigartig an Wert und Wirkung, weil es drei Arbeiten an den Möbeln gleichzeitig und gleichmäßig gut vollbringt: es reinigt, es poliert, es konjuriert! Zusammengesetzt aus Substanzen von höchster Reinigungs- und Polierkraft, ist es dabei frei von schrammenden, ätzenden oder schmierenden Bestandteilen. Durch sparsames Einreiben mit der Putzflüßigkeit und nachfolgendes Trockenreiben werden von allen Flächen sowie aus allen Fugen Staub, Schmutz und Flecken wirklich entfernt und den Flächen ihr natürlicher frischer Glanz zurückverliehen. Selbst feinste Lade und Polituren werden von dem Mittel nicht angegriffen, sondern vielmehr geschont und gepflegt. Beim Großreinemachen leistet nach Erledigung der größten Arbeiten, wie Säuberung von Fußböden, Tapeten, Teppichen, Polstermöbeln und Vorhängen Glanzrein so ziemlich die ganze restliche Arbeit. Mit seiner Hilfe reinigt die Hausfrau schnell, bequem und gründlich alle Türen, Fenster, Tafelungen, Scheiben, ob poliert, lackiert oder gebeizt, nebst dem gesamten Hausrat oder Hauschmuck aus Holz, Marmor, Glas, Leder, Bronze usw. einschließlich metallener Beschläge. Der ganze Hausstand erweist in strahlender Sauberkeit wie neu poliert und lackiert. Die kleine Ausgabe für das sehr ergiebige Putzmittel macht sich vielfach bezahlt. Spart doch die Hausfrau das viele Geld, das bei der veralteten, ladwegscheuernden Seiferei durch Verbrauch an Seife, Kohlen und Gas sowie durch Mehrkosten an Arbeitslohn draufgeht. Außerdem schont sie ihr Zeug und ihre Hände; wird zudem viel schneller und bequemer mit der ganzen Arbeit fertig. Mit Glanzrein arbeiten heißt kleine Werte sparen und große Werte erhalten.

Fortsetzung des Textes im Anzeigenteil.

Vierteljahrespreis der Halbmonats-Ausgabe in Deutschland nur 80 Pfg.

Alle Rechte vorbehalten. — Herausgegeben von der Pädagogischen Stiftung Cassianum in Donauwörth (Bayern). Postkonton: München 232, Saarbrücken 4097. Postspartasskonton: Prag 59 221. — Auslieferung in Oesterreich durch die Buchhandlung Ludwig Uuer in Wien I, Singerstraße 7, Postspartasskonton Wien 59 221, in der Schweiz durch die Buchhandlung Ludwig Uuer, Basel, Dornacherstraße 74, Konto beim Postspartassbüro Basel V 8159. — Für die Redaktion verantwortlich: E. W. Zimmerer und M. Queiß in Sigmaringendorf (Sohnzollern); Direktor der katholischen Schulorganisation i. V. Johann Zintl, München, Kaulbachstraße 20/1. In Oesterreich für den Herausgeber verantwortlich: P. Cyril Fischer in Wien I, Franziskanerplatz 4.